

Geminiano Montanari

Ein früher italienischer Wert- und Geldtheoretiker

DISSERTATION

der

rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der

Universität Zürich

zur

Erlangung der Würde eines Doktors der Volkswirtschaft

vorgelegt von

Willy Goldschmid

von Winterthur

Genehmigt auf Antrag von

Prof. Dr. M. Saitzew

Dr. H. Girsberger / Verlag / Zürich / 1949

Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen

herausgegeben von

Prof. Dr. M. Saitzew

Band 1: Dr. Hans Girsberger, Der utopische Sozialismus des 18. Jahrhunderts in Frankreich und seine philosophischen und materiellen Grundlagen. XVI und 253 Seiten. 1924. Fr. 13.80.

Journal des Economistes, Tome LXXIX, Octobre 1924:

„Cet ouvrage, clairement ordonné, est un lucide exposé des systèmes socialistes imaginés par les utopistes du dix-huitième siècle en France. — On peut dire qu'en ce qui concerne proprement le socialisme utopique du dix-huitième siècle en France, ce livre du docteur Girsberger est l'ouvrage étranger le mieux documenté.“

Band 2: Dr. Walter Stucki, Die schweizerischen Effektenbörsen während und nach dem Weltkrieg 1914–1921. VIII und 165 Seiten. 1924. Fr. 9.80.

Band 3: Dr. Walter Fischer, Die Personenfahrpreise der Schweizerischen Bundesbahnen 1914–1920. X und 195 Seiten. 1924. Fr. 9.—.

Band 4: Dr. Felix Guggenheim, Der deutsche reichseigene Industriekonzern. X und 95 Seiten. 1925. Vergriffen.

Band 5: Dr. Alfred Gautschi, Die Aluminiumindustrie. X und 120 Seiten. 1925. Vergriffen.

Band 6: Dr. Lucy Spinner, Der gesetzliche Heimarbeiterschutz. XIV und 152 Seiten. 1925. Fr. 9.80.

Band 7: Dr. Willy Spühler, Der Saint-Simonismus, Lehre und Leben von Saint-Amand Bazard. XII und 173 Seiten. 1926. Fr. 9.50.

Revue d'Histoire Economique et Sociale, XIVe année, 1926, Numéro 3:

„Après un bon résumé de la doctrine de Bazard, de sa philosophie de l'histoire, de sa critique de l'ordre social, de la libre concurrence, de l'exploitation sociale, de la propriété, de sa doctrine d'organisation de la production, de ses théories pédagogiques, morales et religieuses, de son opposition à la mystique d'Enfantin, l'auteur analyse les rapports de la pensée de Bazard avec celle de Saint-Simon, de Louis Blanc, de Proudhon, d'Auguste Comte, de Karl Marx, de Rodbertus et de Lassalle. L'auteur conclut par un intéressant chapitre sur le saint-simonisme dans l'économie moderne.“

Band 8: Dr. Jakob Toggweiler, Die Holding Company in der Schweiz. VIII und 143 Seiten. 1926. Vergriffen.

Band 9: Dr. Theo Keller, Die Elektrizitätsversorgung der Stadt Zürich. IX und 197 Seiten. 1926. Fr. 12.50.

Band 10: Privatdozent Dr. Paul Keller, Louis Blanc und die Revolution von 1848. XIV und 232 Seiten. 1926. Fr. 12.50.

Band 11: Dr. Wilhelm Bickel, Die ökonomische Begründung der Freihandelspolitik. XIV und 200 Seiten. 1926. Fr. 11.—.

Privatdozent Dr. Louise Sommer im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 59. Band, 1928, Heft 1:

„Die Schrift von Bickel ist als ein äusserst geglückter Beitrag nicht nur zur Dogmengeschichte der Freihandelstheorie selbst anzusehen, sondern auch als ein solcher der Systemisierung und scharfen Abgrenzung der einzelnen Theorien, die schon Gegenwartscharakter haben. Mit grosser Schärfe greift der Autor das Wesentliche heraus, weiss geschickt um leitende Gesichtspunkte zu gruppieren und Nebensächliches beiseite zu lassen.“

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags

Geminiano Montanari

Ein früher italienischer Wert- und Geldtheoretiker

DISSERTATION

der
rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der

Universität Zürich

zur

Erlangung der Würde eines Doktors der Volkswirtschaft

vorgelegt von

Willy Goldschmid

von Winterthur

Genehmigt auf Antrag von

Prof. Dr. M. Saitzew

Dr. H. Girsberger / Verlag / Zürich / 1949

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät gestattet hierdurch die Drucklegung vorliegender Dissertation, ohne damit zu den darin ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen.

Zürich, den 18. Oktober 1947.

**Der Dekan
der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:**

Prof. Dr. K. Oftinger



Erscheint gleichzeitig als Band 43
der von Prof. Dr. M. Saitzew herausgegebenen
Zürcher Volkswirtschaftlichen Forschungen

Druck: Buchdruckerei Winterthur AG., Winterthur

Vorwort

Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Schaffens Geminiano Montanaris standen die Naturwissenschaften. So ist er heute mit dem Mathematiker, dem Physiker und dem Astronomen näher verwandt als mit dem Sozialökonom. Wenn ich in dieser Studie versuche, seine sozialökonomische Leistung darzustellen, so greife ich also nur einen Teil seines Werks heraus.

In den allgemeinen Darstellungen der ökonomischen Dogmengeschichte werden Montanari und sein ökonomisches Hauptwerk: „Della moneta, trattato mercantile“, in der Regel nur flüchtig bei der Behandlung des Merkantilismus erwähnt. So bleibt Montanari zwar nicht ungenannt, doch jedenfalls nicht nach Verdienst gewürdigt. Damit begeht die Dogmengeschichte an Montanari ein Unrecht, das wohl zu erklären, nicht aber zu verstehen und zu entschuldigen ist. Zu erklären ist es zunächst daraus, dass seine ökonomischen Schriften erst in dem Zeitpunkt zum erstenmal im Druck zu erscheinen begannen, als die Wissenschaft aus ihnen schon Kapital geschlagen hatte: vor allem hat Galiani in seinem „Della moneta“ ähnliche, doch damals einer breiteren Öffentlichkeit noch unbekannt gebliebene Lehren vorgetragen. So fiel Montanari noch mehr als Galiani der Vergessenheit anheim. Die Erklärung dafür aber, weshalb die Gedanken der beiden Italiener — Montanaris und Galianis — von der Wissenschaft nicht aufgegriffen wurden, wird einerseits wohl in sprachlichen Gründen zu suchen sein, andererseits jedoch in der Tatsache, dass die Sozialökonomie jener Zeit für den Subjektivismus noch nicht reif war. Das Schicksal der beiden Italiener teilen ja auch die zwei bedeutenden französischen Subjektivisten des 18. Jahrhunderts: Graslin und Condillac.

Erst zur Zeit, da die Grenznutzentheorie in der Wissenschaft Geltung erlangte, wurde das Interesse für die Leistungen ihrer Vorläufer eigentlich geweckt und wurden Schritte zu ihrer Rehabili-

tation unternommen. Montanari konnte allerdings längere Zeit nur im Schatten Galianis einen bescheidenen Platz in der Dogmengeschichte einnehmen. Zwar hatten schon Custodi, der Herausgeber einer Sammlung aller bedeutenderen italienischen Nationalökonomien bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, und Pecchio, der erste italienische Dogmenhistoriker, die Leistung Montanaris mit allem Nachdruck hervorgehoben. Beide zogen ihn Locke, dessen ökonomisches Schaffen lange Zeit als sehr bedeutungsvoll galt, vor.

Eigentliches Daseinsrecht und Anerkennung erlangte aber Montanari nur langsam und erst durch neuere Studien. In Italien war es Graziani, der ihn als Vorläufer der neubritisch-österreichischen Schule in den Vordergrund rückte: „Montanari, che può dirsi, nel senso genuino, un precursore di Jevons, Walras e Menger... egli col Galiani, che scrisse però quasi settant' anni dopo di lui (1751), fu antesignano dei teorici dell'utilità finale in riguardo all'analisi del valore corrente ed allo studio generale dei fondamenti economici dello scambio“¹. Dem Franzosen Morand lag es in seiner historischen Studie über die Entwicklung der Werttheorie vor allem daran, Montanari aus dem Schattendasein zu retten, das er angesichts der zu grossen Bedeutung, die Galiani erhielt, fristen musste: „... dans l'ensemble l'œuvre de Montanari reste égale à celle de Galiani. Les louanges qu'on adresse aujourd'hui à ce dernier sont exagérées et surtout trop exclusives“², „personne ne pourra maintenant contester que Montanari se place parmi les créateurs de la théorie psychologique de la valeur et égale souvent en profondeur et surtout en netteté son plus illustre successeur. Il a, de plus, le mérite d'être venu avant les autres, d'avoir pris une initiative hardie, d'avoir osé déployer sa puissante originalité. Ce mérite, les autres ne l'auront pas, ils suivront une voie déjà ouverte. En toute chose, il faut admirer avant tout l'homme des initiatives, des hardiesses, le précurseur. Précurseur, il l'a été; mais il a été plus encore, il n'est pas seulement l'homme qui marche en avant, annonçant celui qui doit venir; il a été le guide que les autres ont suivi. Il a indiqué la voie et pré-

¹ Graziani, *Economisti del cinque e seicento*, Bari 1913, pag. 387 et s.

² Morand, *La théorie psychologique de la valeur jusqu'en 1776*, thèse Bordeaux, Bordeaux 1912, pag. 119.

paré lui-même les sentiers“¹. Neben den speziellen dogmenhistorischen Arbeiten von Loria, Zuckerkandl, Hoffmann, Monroe und Arias waren es in der neuesten Zeit vor allem die Monographien von Ganzoni und Paul Meyer, in denen im Vorbeigehen auf Montanari als einen bedeutenden Vorläufer Galianis, Condillacs und der Grenznutzenschule hingewiesen worden ist. Eine eigene Studie über diesen „Vorläufer der Vorläufer“ fehlte aber. So wurde es zu einer dogmenhistorischen Notwendigkeit, in einer speziellen Arbeit die Leistung Montanaris darzustellen, ihn aus dem Schattendasein, aus der Vergessenheit, die, wie gesagt, zwar zu erklären, nicht aber zu verstehen war, zu retten, ihm in der Dogmengeschichte den ihm gebührenden Platz zu sichern.

Für die Anregung zu dieser Arbeit und das ihr entgegengebrachte Interesse bin ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Manuel Saitzew, zu hohem Dank verpflichtet. Ebenso ist es mir ein Bedürfnis, Herrn Prof. Benvenuto Donati von der Universität Modena für die mir während der Quellenforschung in Modena, Bologna und Venedig geleistete Unterstützung und für seine Ratschläge zu danken.

Winterthur, im Mai 1949.

Der Verfasser

¹ Ibid., pag. 149.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	III
Inhaltsverzeichnis	VI
Verzeichnis der wichtigeren Werke Montanaris	VII
Literaturverzeichnis	VIII

Erster Teil

Montanaris Persönlichkeit

1. Kapitel: Montanaris Leben und Werk	1
2. Kapitel: Die philosophischen Anschauungen	12

Zweiter Teil

Die ökonomische Leistung

3. Kapitel: Die wesentlichen Merkmale des sozialökonomischen Werks . .	21
1. Der Aufbau	21
2. Die Auffassung vom wirtschaftlichen Handeln	25
4. Kapitel: Die Wert- und Preistheorie	30
1. Die Vorgänger	32
2. Die Werttheorie	44
3. Die preistheoretischen Gedanken	66
5. Kapitel: Die Geldtheorie und die währungspolitischen Gedanken . . .	78
1. Die Vorgänger	78
2. Die Geldtheorie	88
3. Die währungspolitischen Gedanken	115

Dritter Teil

Dogmenhistorische Einreihung

6. Kapitel: Montanaris Standort in der Dogmengeschichte	129
1. Montanaris Stellung gegenüber seinen Vorgängern und gegenüber dem Merkantilismus	129
2. Montanari als Vorläufer der italienisch-französischen Subjektivisten des 18. Jahrhunderts und der Grenznutzentheorie	137

Verzeichnis der wichtigeren Werke Montanaris

(In chronologischer Reihenfolge)

1. Cometes Bononiae observatus anno 1664 et 1665, astronomico-physica dissertatio Geminiani Montanarii, Bononiae 1665.
2. Ephemeris Lansbergiana ad longitudinem almae matris studiorum Bononiae supputata ad an. 1666, Bononiae 1666.
3. Pensieri fisico-matematici sopra alcune sperienze fatte in Bologna, Bologna 1667.
4. Lettera all'Illustrissimo e Rev. S. Abate C. Sampieri in risposta ad alcune obbiezioni intorno i suoi pensieri fisico-matematici, Bologna 1667.
5. Prostasi fisico-matematica circa gli equilibri, e dispareri per essi insorti tra il dott. Geminiano Montanari e il dott. Rossetti, Bologna 1669.
6. Speculazioni fisiche sopra gli effetti di quei vetri temprati che rotti in una parte si risolvono tutti in polvere, Bologna 1671.
7. Sopra la sparizione d'alcune stelle, ed altre novità celesti, discorso astronomico, Bologna 1672.
8. La livella diottrica, Bologna 1674.
9. La fiamma volante gran meteora veduta sopra l'Italia la sera del 31 marzo 1676, speculazioni fisiche ed astronomiche, Bologna 1676.
10. Lezione accademica avuta nell'Accademia di S. A. R. in Torino il giorno 1 marzo 1678 dal dott. Geminiano Montanari, Torino e Bologna 1678.
11. Discorso sopra la tromba parlante, Guastalla 1678.
12. Manualetto dei bombisti, Venezia 1680.
13. L'Astrologia convinta di falso, Venezia 1685.
14. Le forze d'eolo, op. postuma, Parma 1694.
15. Discorso del vacuo, op. postuma, Parma 1694.
16. Il mare Adriatico e sua corrente esaminata, op. postuma, Venezia 1715.
17. Trattato del valore delle monete, op. postuma (p. III della raccolta di F. Argelati), Milano 1750.
18. La Zecca in consulta di Stato, op. postuma (p. VI della raccolta di F. Argelati), Milano 1759.

Im Staatsarchiv in Venedig befinden sich verschiedene Bände unveröffentlichter Gutachten, die Montanari der Republik Venedig erstattet hat.

Literaturverzeichnis

(Nur die im unmittelbaren Zusammenhang mit der dogmenhistorischen Untersuchung stehenden Werke)

- Amonn, A.: Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie, 2. Aufl., Leipzig-Wien 1927.
- Der Streit um die „Quantitätstheorie“ und die Möglichkeit inflationistischer Preissteigerungen (Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, 79. Jahrgang), Bern 1943.
- Arias, G.: Les idées économiques d'Antonio Serra (Journal des économistes, t. 73), Paris 1922.
- Les précurseurs de l'économie monétaire en Italie, Davanzati et Montanari (Revue d'économie politique, t. 36), Paris 1922.
- Back, J.: Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre mit besonderer Berücksichtigung Gottls, Jena 1926.
- Die Entwicklung der reinen Ökonomie zur nationalökonomischen Wesenswissenschaft, Jena 1929.
- Balletti, A.: Gasparo Scaruffi e la questione monetaria nel secolo XVI, Modena 1883.
- Bodin, J.: La response au paradoxe de M. de Malestroit touchant l'enchérissement de toutes choses, et le moyen d'y remédier, Paris 1568 (éd. Hauser, Paris 1932).
- Bodin de Saint-Laurent, J. de: Les idées monétaires et commerciales de Jean Bodin, thèse Bordeaux, Bordeaux 1907.
- Böhm-Bawerk, E. v.: Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes, Jena 1886 (Ausg. London School of Economics, vol. 11, London 1932).
- Kapital und Kapitalzins, 3. Aufl., Innsbruck 1909–1914.
 - Wert (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 8. Bd.), Jena 1928.
- Bonacini, C.: Una carta lunare di Geminiano Montanari, Modena 1927.
- Sull'opera scientifica svolta a Modena da Geminiano Montanari, Modena 1935.
- Borschberg, E.: Jean-Joseph-Louis Graslin, ein Begründer der Wertlehre (Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen, herausgegeben von Saitzew, Bd. 38), Zürich 1946.
- Brentano, L.: Die Entwicklung der Wertlehre (Sitzungsberichte der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften), München 1908.
- Versuch einer Theorie der Bedürfnisse (Sitzungsberichte der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften), München 1908.

- Campori, G.: Notizie e lettere inedite di Geminiano Montanari, Modena 1875.
- Cantillon, R.: *Essai sur la nature du commerce en général*, London 1755.
- Condillac, E.-B.: *Le commerce et le gouvernement, considérés relativement l'un à l'autre*, Amsterdam 1776.
- Davanzati, B.: *Lezione delle monete*, Firenze 1588 (ed. Custodi: *Scrittori classici italiani di economia politica, parte antica, t. II*, Milano 1804).
- *Notizia dei cambi*, Firenze 1582 (ed. Custodi: *Scrittori classici, parte antica, t. II*, Milano 1804).
- Dubois, A.: *Les théories psychologiques de la valeur au XVIII^e siècle* (*Revue d'économie politique, t. XI*), Paris 1897.
- *Précis de l'histoire des doctrines économiques dans leurs rapports avec les faits et avec les institutions, t. I (unique)*, Paris 1903.
- Einaudi, L.: *Galiani als Nationalökonom* (*Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 81. Jahrgang*). Bern 1945.
- Engländer, O.: *Wertlehre* (*Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd.*), Wien 1932.
- Eulenburg, F.: *Die Preisbildung in der modernen Wirtschaft* (*Grundriss der Sozialökonomik, IV. Abt., I. Teil*), Tübingen 1925.
- Fabroni, A.: *Lettere inedite di uomini illustri, t. I e 2*, Firenze 1773 und 1775.
- *Vitae Italarum doctrina excellentium, vol. III*, Pisis 1779.
- Galiani, F.: *Della moneta*, Napoli 1750 (auch in *Custodi: Scrittori classici italiani di economia politica, parte moderna, t. III e IV*, Milano 1803).
- Ganzoni, E.: *Ferdinando Galiani, ein verkannter Nationalökonom des 18. Jahrhunderts* (*Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen, herausgegeben von Saitzew, Bd. 28*), Zürich 1938.
- Gobbi, U.: *L'economia politica negli scrittori italiani del secolo XVI-XVII*, Milano 1889.
- Gonnard, R.: *Histoire des doctrines monétaires dans ses rapports avec l'histoire des monnaies, 2 vol.*, Paris 1935–1936.
- Graslin, J.-J.-L.: *Essai analytique sur la richesse et sur l'impôt*, Londres 1767.
- Graziani, A.: *Storia critica della teoria del valore in Italia*, Milano 1889.
- *Economisti del cinque e seicento*, Bari 1913.
- Harsin, P.: *Les doctrines monétaires et financières en France du XVI^e au XVIII^e siècle*, Paris 1928.
- Höffner, J.: *Wirtschaftsethik und Monopole im 15. und 16. Jahrhundert*, Diss. Freiburg, Jena 1941.
- Hoffmann, F.: *Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien*, Leipzig 1907.
- Hume, D.: *Political Discourses*, Edinburgh 1752.
- Kaulla, R.: *Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien*, Tübingen 1906.
- Kirmaier, K.: *Die Quantitätstheorie*, Jena 1922.
- Kraus, O.: *Die Aristotelische Werttheorie in ihren Beziehungen zu den Lehren der modernen Psychologenschule* (*Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 61. Jahrgang*), Tübingen 1905.

- Law, J.: *Euvres complètes*, éd. P. Harsin, 3 vol., Paris 1934.
- Locke, J.: *Some Considerations of the Consequences on the Lowering of Interest and Raising the Value of Money*, London 1691.
- Loria, A.: *La teoria del valore negli economisti italiani* (Archivio giuridico, t. XXVIII), 1882.
- Margat, A. W.: *The Theory of Prices*, 2 vol., New York 1938–1942.
- Menger, C.: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, erster, allgemeiner Teil*, Wien 1871.
- *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften*, Leipzig 1883.
- Meyer, P.: *Etienne Bonnot de Condillac, ein Wegbereiter der ökonomischen Theorie und des liberalen Gedankens* (Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen, herausgegeben von Saitzew, Bd. 34), Zürich 1944.
- Mises, L. v.: *Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre* (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil), München-Leipzig 1931.
- *Nationalökonomie*, Genf 1940.
- Moll, B.: *Die modernen Geldtheorien und Währungssysteme*, 2. Aufl., Stuttgart 1926.
- Monroe, A. E.: *Monetary Theory before Adam Smith*, Cambridge Mass., 1923.
- Morand, E.: *La théorie psychologique de la valeur jusqu'en 1776*, thèse Bordeaux, Bordeaux 1912.
- Morgenstern, O.: *Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes* (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil), München-Leipzig 1931.
- Myrdal, G.: *Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrininbildung*, Berlin 1932.
- Oncken, A.: *Geschichte der Nationalökonomie*, 1. (einz.) Teil: *Die Zeit vor Adam Smith*, Leipzig 1902.
- Pecchio, G.: *Storia della economia pubblica in Italia*, Lugano 1829.
- Philippovich, E. v.: *Grundriss der politischen Ökonomie*, 19. Aufl., Tübingen 1926.
- Ricardo, D.: *Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung* (übersetzt von Baumstark nach der 3. Aufl. des Originals), 2. Aufl., Leipzig 1877.
- Rist, Ch.: *Histoire des doctrines relatives au crédit et à la monnaie depuis John Law jusqu'à nos jours*, Paris 1938.
- Rosenstein-Rodan, P. N.: *Grenznutzen* (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 4. Bd.), Jena 1927.
- Saitzew, M.: *Der Merkantilismus* (Festgabe für Fritz Mangold), Basel 1941.
- Scaruffi, G.: *Discorso sopra le monete*, 1582 (ed. Custodi: Scrittori classici, parte antica, t. II, Milano 1804).
- Schumpeter, J.: *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte* (Grundriss der Sozialökonomik, I. Abt., I. Teil, 2. Aufl.), Tübingen 1924.
- Serra, A.: *Breve trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento dove non sono miniere*, 1613 (ed. Custodi: Scrittori classici, parte antica, t. I, Milano 1803).

- Smith, A.: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, London 1776 (ed. by E. Cannan, 2 vol., 2nd ed., London 1920).
- Supino, C.: *La scienza economica in Italia dalla seconda metà del secolo XVI alla prima del XVII*, Torino 1889.
- Tiraboschi, G.: *Biblioteca Modenese*, t. III, Modena 1783.
- Towbin, M.: *Die Anfänge der Quantitätstheorie*, Diss. Basel, Basel 1939.
- Turgeon, Ch. et Ch.-H.: *La valeur d'après les économistes anglais et français depuis Adam Smith et les physiocrates jusqu'à nos jours*, 3 vol., 2^e et 3^e éd., Paris 1925-1927.
- Venturi, G.: *Elogio di Geminiano Montanari (Fasti letterari delle città di Modena e Reggio, vol. L)*, Modena 1821.
- de Viti de Marco, A.: *Le teorie economiche di Antonio Serra*, Milano 1891.
- Vleugels, W.: *Zur Verteidigung der Wertlehre (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil)*, München-Leipzig 1931.
- Wagemann, E.: *Allgemeine Geldlehre*, 1. (einz.) Bd., Berlin 1923.
- Weiss, F. X.: *Wert (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 8. Bd.)*, Jena 1928.
- Whittaker, E.: *A History of Economic Ideas*, New York-London-Toronto 1940.
- Wieser, F. v.: *Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes*, Wien 1884.
- *Der natürliche Wert*, Wien 1889.
 - *Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (Grundriss der Sozialökonomik, I. Abt., II. Teil, 2. Aufl.)*, Tübingen 1924.
 - *Geld (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 4. Bd.)*, Jena 1927.
- Zuckerlandl, R.: *Zur Theorie des Preises mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Lehre*, Leipzig 1889.
- *Preis (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 6. Bd.)*, Jena 1925.
- Zwiedineck-Südenhorst, O. v.: *Über den Subjektivismus in der Preislehre (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 38. Bd.)*, Tübingen 1914.
- *Allgemeine Volkswirtschaftslehre*, Berlin 1932.

Erster Teil

Montanaris Persönlichkeit

Erstes Kapitel

Montanaris Leben und Werk

Persönlichkeit und Werk Geminiano Montanaris sind nach seinem Tode in Vergessenheit geraten. Sein Name ist heute nur Wenigen geläufig. Sehr zu Unrecht, da er Wissenschaftern wie Galilei, Descartes, Bacon oder Newton kaum nachstand¹. Als Mathematiker, Physiker und Astronom leistete er Bedeutendes. Ferner verfasste er juristische Werke und beriet die Republik Venedig in Fragen des Wasser-, Festungs- und Bergbaues. Daneben fand er noch Zeit für wirtschaftliche Probleme. Lediglich seine wirtschaftlichen Leistungen bilden den Gegenstand der vorliegenden Studie. Sie berücksichtigt somit nur einen kleinen Ausschnitt aus seinem vielseitigen Schaffen.

Nach dem im Gemeindearchiv der Stadt Modena aufbewahrten Kirchenregister wurde Montanari am 1. Juni 1633 geboren. Er entstammte einer gut situierten Bürgerfamilie und genoss den damals üblichen humanistischen Lehrgang. Schon sehr früh erwuchs in ihm eine besondere Neigung zur Mathematik, und mit dreizehn Jahren begann er sich selbständig die Grundlagen der Geometrie zu erarbeiten.

¹ Vide Tiraboschi, Biblioteca Modenese, Modena 1783, tomo 3, pag. 254: „Benchè questo illustre scrittore non goda di quella fama, che deesi a quei rari e straordinari Geni, i quali sguarciando il velo, fra cui stavasi la natura avvolta e rinchiusa, furono i primi a scoprirne le leggi, le proprietà, i fenomeni, egli però si accosta loro d'appresso, e non può negarglisi luogo tra' più benemeriti illustratori della Fisica, dell'Astronomia, e di più altre parti della Filosofia...“.

Obgleich ihn die Mathematik weit mehr befriedigt hätte, musste er sich zunächst dem Willen der Mutter fügen und die Rechte studieren. Diesem Fachgebiet wandte er sich wohl mit aller Energie zu, ohne allerdings je vom Selbststudium der Mathematik und später auch der Naturwissenschaften abzulassen. Eine grosse Vorliebe hegte er für die alten Griechen, für Euklid, Pythagoras und Archimedes; aber kaum geringer war seine Begeisterung für die Denker der Renaissance, vor allem für Descartes. Es bereitete ihm ein besonderes Vergnügen, sich mit Descartes' Lehren auseinanderzusetzen, und während seiner ersten Studienjahre stand er weitgehend im Banne der cartesianischen Philosophie.

Im Jahre 1656 erlangte Montanari in Salzburg die Würde eines Doktors beider Rechte. Die Dissertation des jungen Modenesen verfehlte nicht ihre Wirkung, denn auf Grund seiner ausserordentlichen Leistung erhielt er gleich eine Anstellung als Anwalt am Wiener Hof¹. Die Zeit seines Wirkens am kaiserlichen Hof wurde für seine weitere Laufbahn entscheidend. Montanari machte dort die Bekanntschaft des Florentiners Paolo Del Buono, die bald darauf zu einer engen Freundschaft führte. Dieser angesehene Mathematiker, Physiker und Astronom, Schüler Galileo Galileis, Mitbegründer und Mitglied der Florentinischen Akademie der Wissenschaften, war Leiter der Münzverwaltung der österreichischen Monarchie. Angeregt durch diesen älteren Freund arbeitete sich Montanari weiter in die Naturwissenschaften ein. In seinen späteren Werken ist eine Vielzahl der bedeutenden griechischen, römischen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Philosophen und Wissenschaftler zitiert. Manchenorts anerkannte er die unvergänglichen Leistungen der Vergangenheit; doch an alle Lehren trat er mit den Erkenntnisprinzipien der modernen Naturwissenschaft heran, besonders als er in jener Zeit mit den Werken Galileo Galileis vertraut wurde. Mehr und mehr wandte sich nun Montanari vom cartesianischen Gedanken-
gut ab. Im Banne der Lehren und der Methode seines italienischen Vorgängers, des Meisters der Naturwissenschaften, gab er in seinen

¹ In einer kurzen Autobiographie hebt Montanari für sein dreiundzwanzigstes Altersjahr hervor: „Impiego onorevole, viaggio lungo, dottorato con straordinarie circostanze d'onore, grazie dei Principi ed acquisto di stima“, in: *L'Astrologia convinta di falso*, Venezia 1685, pag. 110.

Schriften immer wieder seiner Bewunderung und Anerkennung für die Leistungen Galileis Ausdruck. Kritisch, gewandt im cartesianschen Skeptizismus, legte er sich selbst die Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis zurecht und half entscheidend mit, die althergebrachten Formen philosophischer Betätigung zu überwinden: „Invece di seguir ciecamente gli antichi sistemi, ci prese a studiar la natura, a osservarne i fenomeni, a rilevarne la varietà, a conoscere le cagioni e le leggi“¹. Die beiden Freunde führten gemeinsam eine Vielzahl interessanter physikalischer Experimente durch, deren Resultate Del Buono jeweils seiner Akademie nach Florenz übermittelte².

Entscheidenden Einfluss auf das ökonomische Schaffen Montanaris übte eine Reise aus, die er mit seinem Freund unternahm. Die beiden hatten den Auftrag erhalten, die kaiserlichen Metallgruben zu inspizieren, und fuhren daraufhin im Herbst und Winter des Jahres 1657 und im Frühling 1658 durch die österreichischen Lande, vor allem durch Nordungarn, zu den zahlreichen Gruben in den Karpathen. Montanaris Interesse und Denken, dem das „*causas cognoscite rerum*“ eine Notwendigkeit war, wurde in jener Zeit auf die Edelmetalle und das Wesen des Geldes gelenkt. Bald begann er seine Gedanken darüber schriftlich festzuhalten und im Verlaufe der Jahre durch neue Beobachtungen und Überlegungen zu ergänzen. In erster Linie aber blieb er Naturwissenschaftler.

Nach aussen Jurist, in seinem Inneren aber den Naturwissenschaften ergeben, kehrte Montanari im Winter 1658 nach Florenz zurück. Dort sollte bald der Kardinal Leopoldo dei Medici, früher Prinz der Medicäer, einer der grössten Mäzene jener Zeit, auf den jungen Gelehrten aufmerksam werden. Der geistliche Würdenträger, selbst eifrig interessierter Naturwissenschaftler, entdeckte rasch Montanaris Talent und zog ihn vor allem für astronomische Beobachtungen bei. Nach mehr als zweijähriger Tätig-

¹ Tiraboschi, l. c., pag. 278.

² Fabroni, *Vitae Italorum doctrina excellentium*, vol. III, Pisa 1779, pag. 72, nennt folgende interessante Versuche Montanaris: „*Ex his nominabo instrumentum, quo cognitum est haud comprimi posse aquam, et quae de pullorum ortu per artificiosum calorem primus tentavit Montanarius*“.

keit in Florenz liess ihn sein Fürst, Alfonso IV. d'Este, an seinen Hof in Modena berufen. Diesem Ruf kam Montanari gerne nach. Er wurde gleich Cornelio Malvasia, dem Berater und General der Infanterie des Fürsten, als Mitarbeiter zugeteilt. Malvasia, zugleich passionierter Astronom, arbeitete damals gerade an astronomischen Tabellen und Berechnungen, die er 1662 in Modena herausbrachte. Montanari hätte sich keine befriedigendere Tätigkeit wünschen können, als bei diesen Berechnungen mitwirken zu dürfen. Das war der Beginn seines literarischen und erfinderischen Schaffens: „La passione per la scienza degli astri, già spuntata nel Montanari fuori d'Italia (specie a Vienna, per la convivenza col Del Buono) e riaffermatasi a Firenze, trovava a Modena il suo pieno sfogo... vide qui la vocazione latente che poteva finalmente esplodere“¹. Die späteren Biographen Montanaris stimmen in der Meinung überein, dass ihm das Hauptverdienst an den „Effemeridi“ des Malvasia zuzuschreiben sei². Eine im Anhang des Werks wiedergegebene Mondkarte hatte Montanari mit Hilfe eines von ihm erfundenen Messinstruments konstruiert, das in der Folge auf dem Gebiete der Astronomie von revolutionärer Bedeutung werden sollte und die Arbeit besonders wertvoll machte³.

Im Jahre 1664 wurde der Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Bologna frei, und der Senat jener Stadt berief den einunddreissigjährigen Montanari. Hier wurde er durch sein Wirken zu einem der bedeutendsten Vertreter der Mathematik, der Astronomie und der Physik seiner Epoche. Mit der Propagierung der Naturwissenschaften, mit der Anspornung und Förderung der Gelehrten setzte er sein Lebenswerk fort. Der Anfang war mühsam und beschwerlich, denn nicht nur die ungebildeten Menschen, sondern die Gelehrten selbst tappten noch im Irrtum und im Dunkeln. Nachdem die grossen Geister der Neuzeit, Galilei, Bacon und Descartes, die ersten Schritte auf dem richtigen Weg getan hat-

¹ Bonacini, Una carta lunare di G. Montanari, Modena 1927, pag. 5.

² Vide Campori, Notizie e lettere inedite di G. Montanari, Modena 1875, pag. 9: „Al Montanari crediamo altresì attribuire con molta probabilità le Effemeridi edite sotto il nome del Marchese Malvasia“.

³ Vide Bonacini, l. c., pag. 7, und Venturi, Elogio di G. Montanari, in: Fasti letterari delle città di Modena e Reggio, vol. L, Modena 1821, pag. 106.

ten, galt es für Montanari vor allem, auf ihren Spuren weiterzugehen, dann ebenso sehr, das übernommene Erbe zu verteidigen und zu popularisieren¹. Sein ganzes Leben stand im Zeichen der Spannungen und der Gegensätze seiner Zeit. Die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Erkenntnis erwachte mächtig; der aufstrebende Rationalismus begann sein Haupt gegen die mittelalterliche Traditionsgebundenheit zu erheben. Montanaris Werk weist im Kampf gegen die Vergangenheit immer wieder auf dieses Neue, auf das Kommende, hin. In ihm feiert der Freiheitsdrang des menschlichen Geistes in seinem langwierigen Emanzipationskampf einen bedeutenden Sieg. Das Eintreten für die Unabhängigkeit und die Souveränität des menschlichen Geistes war das Element seines Lebens; darin musste seine ganze Persönlichkeit auf-, aber auch untergehen.

In die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften reichten in Bologna Montanaris Experimente. Er gründete eine eigene Akademie, die er symbolisch „Die Wahrheitssuchende“, „Accademia della Traccia“, nannte. In dieser Zeit entstanden verschiedene kleinere und grössere Abhandlungen. Zugleich pflegte er mit den bekanntesten Persönlichkeiten und den angesehensten wissenschaftlichen Bildungszentren, wie London, Paris, Florenz, einen regen Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Seine astronomischen Schriften, die Beobachtungen, Beschreibungen und Berechnungen der verschiedensten Himmelskörper, galten als die bisher besten und präzisesten; sie gaben später Newton wertvolle Grundlagen für die Formulierung seiner Gravitationsgesetze. Ebenso

¹ Venturi, l. c., pag. 108, schildert plastisch Aufgabe und Verdienst Montanaris in Bologna: „Qui ricordisi primamente a suo vanto, com'egli innanzi d'ogn'altro osasse colà dispiegare le insegne del retto filosofare sulla natura. Ben ne avevan mostrato la via coi precetti il Bacone, e cogli esempi il Galileo, ma come il sol nascente indora la vetta del monte, e la valle giace nebbiosa anche ed oscura, così la luce del vero, nata appena sull'orizzonte fisico splendeva solo a poche anime eccelse; il Cartesio sognava, qual uom che più non dorme, ned è ancora ben desto, e l'errore antico in grave manto di tenebrose parole signoreggiava tuttora il vulgo dei dotti, e al nuovo apparso disputando il confine. Il nostro concittadino colla face dell'esperienza intraprese a sgombrar da Bologna le nebbie del Peripato, e la sagace Matesi a lui consegnata lo accertò dell'impresa formendogli nelle sue cifre onnipotenti mezzo ad interpretar la natura“.

sehr wie die Astronomie entwickelte Montanari die theoretische und die praktische Physik. Es erschienen seine Abhandlungen über die „Tromba parlante“, eine Darstellung der Akustik und der Anwendungsmöglichkeit eines Lautsprechapparats, die „Speculazioni fisicomatematiche“, Versuche mit Flüssigkeiten in Kapillargefässen, die „Vetri temprati“, eine Schrift über Experimente mit Glas, die „Livella diottrica“, die Erfindung eines Nivellierungsinstruments, ferner Untersuchungen über den Blitz, das Vacuum usw. Wie Galilei am schiefen Turm zu Pisa das Gesetz des freien Falles entwickelt hatte, so war Montanari der erste, der auf der „Torre degli Asinelli“ im Zentrum Bolognas mit Hilfe des Barometers Versuche zur Bestimmung der Höhe über Meer ausführte und auf Grund seiner Berechnungen Tabellen für die Errechnung der Höhe jedes beliebigen Punkts aufstellte. Darüber hinaus wirkte er als Arzt und machte an tierischen und menschlichen Körpern die verschiedensten Experimente.

Charakteristisch für die Zeit seiner Professur in Bologna war ein Meinungsstreit, den Montanari zur Verteidigung des Archimedischen Prinzips, des Schwerpunkts und der Schwerkraft, gegen einen Pisaner Professor führte. In dieser Kontroverse symbolisiert sich sowohl das geistige Milieu jener Epoche, als auch die Persönlichkeit Montanaris. Unbekümmert um die Methoden seines Gegenspielers hielt er sich in seinen Veröffentlichungen an die Sachfragen, ohne persönliche Beleidigungen und Ausfälle anzubringen. Diese Haltung legte beredtes Zeugnis ab für den neuen, zielbewussten, nur der Wissenschaft verpflichteten Geist, der sich gegen die heimtückische Verlogenheit wandte, die auch in der Welt der Gelehrten immer noch verbreitet war. Schliesslich war Montanari aber gezwungen, die Zwecklosigkeit seiner Bemühungen, die Diskussion auf das Wissenschaftlich-Sachliche zu beschränken, einzusehen. So verzichtete er auf weitere Auseinandersetzungen, konnte sich aber nach mehreren Jahren nicht enthalten, im Jahre 1678 einen Schiedsspruch vor dem Forum der Akademie von Turin, wo sein Gegenspieler unterdessen Professor geworden war, zu verlangen. Seinem Begehren wurde stattgegeben, und beide Parteien erhielten Gelegenheit, sich in einer akademischen Rede zu rechtfertigen. Von einem wissenschaftlichen Schiedsspruch wurde

Abstand genommen. Doch hatte Montanari durch sein Eintreten für die Sachlichkeit einen beachtlichen moralischen Sieg davongetragen. Es war gleichsam der Höhepunkt und die Krönung seiner Lehrtätigkeit in Bologna, die ganz im Zeichen der Verteidigung, Verbreitung und Erweiterung der Wissenschaft gestanden hatte.

Montanaris Lebenswerk ging noch einen bedeutenden Schritt weiter. Durch den Senat der Republik Venedig wurde er an die Universität Padua berufen. Die venezianischen Magistraten errichteten einen neuen Lehrstuhl für Astronomie, um dadurch Montanari, der zu einem der angesehensten Wissenschaftler geworden war, zu gewinnen. Die adriatische Republik, die zu jener Zeit immer noch das Beispiel eines geordneten und mustergültig verwalteten Staates bildete, wenngleich sie den Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Blüte und politischen Macht schon überschritten hatte, war stets bestrebt, die bedeutenden Wissenschaftler an sich zu ziehen. Montanari wuchs in Padua über den Rahmen eines reinen Wissenschaftlers, Forschers und Dozenten hinaus; es begann dort für ein Jahrzehnt seine vielseitige Tätigkeit als Berater der venezianischen Republik, als Gutachter des Senats, jener berühmten Magistraten, durch die nur die Weisheit, die Wachsamkeit und die Religion belohnt wurden: „... in cui unicamente si laureano la Prudenza, la Vigilanza, la Religione, tre grazie del dominio politico Cristiano“¹. Dank seinem Wissen hatte Montanari verschiedensten Zweigen der staatlichen Verwaltung Vorteile zu bieten, und ihm selbst wurde durch seine Stellung in Padua das schönste Los zuteil, das einem Mann seinesgleichen widerfahren konnte: greifbare Ergebnisse zum Wohl einer Gemeinschaft als Früchte seiner Hingabe feststellen zu können. Im überschwänglichen Gefühl dieser Genugtuung setzte er begeistert, ohne auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen, sein Werk fort. Während seine Gesundheit und die durch ständige Beobachtungen aller Art, vor allem des Sonnenlichtes, in Anspruch genommene Sehkraft immer mehr geschwächt wurden und sich schwerwiegende Entzündungen einstellten, die ihm vorübergehend das Augenlicht kosteten, stand er dauernd in den Diensten der Behörden. Zahlreiche Gutachten über Fluss- und Küstenkorrekturen, über Kanalbauten, über die Strömungen

¹ Le forze d'eolo, introd., Parma 1694.

der Adria, über den Bergbau, Festungsbauten, über Ballistik, über meteorologische Verhältnisse und vor allem über das Geld, überreichte Montanari den venezianischen Magistraten.

Kurz resümierend können wir ein allgemeines Urteil über alle diese wissenschaftlichen Schriften fällen: Montanari erweist sich in ihnen immer und immer wieder als unerbittlicher Feind des Empirismus. Überall steht er im Geiste der Wissenschaft für Methode und Systematik ein. Die Theorie gehe zunächst einmal aller Praxis voraus. Er lehnt sich auf gegen diejenigen, die behaupten, dass zwischen Theorie und Praxis ein weitgehender Unterschied bestehe: „... quelli, che tinti d'un poco di pratica non intendono il minimo fiore di teorica, e dicono che dalla teorica alla pratica, dal tavolino al campo, vi è una grande differenza: Lo so anch'io, ch'ella vi è di questa differenza, ma so anche, che la Natura non opera mai in pratica diversamente dalle regole di buona teorica“¹: die Theorie vermag nicht alle Ursachen, die eine Wirkung hervorrufen, gleichzeitig zu betrachten; es mag zwar scheinen, dass ein Unterschied zwischen Theorie und Wirklichkeit besteht, in Wahrheit aber stimmt diese mit den Lehren einer guten Theorie völlig überein. Immer suchte Montanari nach dem Wesen der Dinge, überall ging er den Erscheinungen bis auf ihre letzten Gründe nach. Das ständige und genaueste Beobachten sowie die unermüdliche Fragestellung nach dem Sein der verschiedensten Erscheinungen entsprangen einem Erkenntnisdrang, der erst in dem Moment volle Befriedigung erlangen konnte, da es ihm gelang, über ein Problem das scharfe und klare Urteil eines logischen, mathematischen Schlusses zu fällen, wenn er feststellen konnte: „... da tutte le antecedenti notizie ed osservazioni io deduco con evidenza fisicomatematica questa proposizione...“².

Neben dieser vielseitigen Beanspruchung verteidigte Montanari die Wissenschaft weiterhin vor allem gegen die dunklen Mächenschaften jener, die stets versuchten, den Menscheng Geist durch Aberglauben, Spuk und Irrlehre in jene Fesseln zu legen, die er nun nach Jahrtausende langem Ringen endlich gesprengt hatte. Sein unerbittlicher Angriff galt der Astrologie. Als Astronom war ihm

¹ *Manualetto dei bombisti*, introd., Venezia 1680.

² *La fiamma volante*, Bologna, 1676, pag. 17.

der Betrug, die Lüge und der Missbrauch, den die Astrologie mit der Leichtgläubigkeit des Menschen trieb, nur zu gut bewusst. Noch mehr aber war seine Liebe zur Wahrheit dadurch getroffen, dass er auf dem Weg der Argumente, des wissenschaftlichen Beweises, zu einem Sieg über diesen Todfeind der Wissenschaft nicht kommen konnte. Die Wurzeln jenes Übels stecken so tief in der Seele des Menschen, dass es ausserordentlich schwer fällt, dagegen anzukämpfen: „*Questa scienza del futuro è un pomo così dolce da gustare, che sembra a tutti portare scritta sulla scorza quell'antica, ma falsa promessa: Eritis sicut Dii scientes bonum et malum, ond'è che corrano a gara per gustarlo in propriam perniciem, ne udir vogliono ciò, che per loro utilità chi che sia si sforzi di persuaderli*“¹. In der falschen Sehnsucht, einem Gott gleich alles vorauswissen zu wollen, ist der Grund zu suchen, dass die Welt betrogen sein will, „*che mundus vult decipi*“².

Montanari vergleicht den Menschen mit einem Besessenen, der im Wahn lebt, ein grosser König zu sein, und den Arzt, der ihn von dieser Geisteskrankheit befreit, als seinen grössten Todfeind betrachtet. Trotz solchen deprimierenden Perspektiven fühlte er sich als Arzt berufen, denn wo es um die Wahrheit ging, da durften Rücksichten auf seine eigene Person ihn vom öffentlichen Auftreten nicht abhalten: „*Ma non sanno... quanta fatica mi costerebbe una, benchè da altri costumata finzione, non sanno che io non posso voler gloria sì debole, o guadagno quantunque copioso a costo d'una per me sì penosa simulazione: viva la verità*“³. Die einzige Konzession, die er seinen Feinden angesichts der Nutzlosigkeit machte, mit wissenschaftlichen Argumenten auf den Plan zu treten, war die, die Astrologie mit ihrer eigenen Methode anzugreifen. So gab Montanari in Zusammenarbeit mit einigen Freunden einen anonymen jährlichen Kalender heraus, worin wie bei den astrologischen Prophezeiungen Voraussagen über zukünftige Ereignisse verschiedenster Art gemacht wurden. Sie waren rein nach den Regeln des Zufalls gewonnen worden. Und der Zufall wollte es auch, dass sein Kalender, weit mehr als alle astrologi-

¹ L'Astrologia convinta di falso, pag. 2.

² Ibid., pag. 2.

³ Ibid., pag. 31

schen Prognosen, richtige Voraussagen zu machen verstand und bald einen grossen Ruf und eine weite Verbreitung erlangte. In diesem Moment hielt es Montanari für gegeben, aus seiner Anonymität hervorzutreten und sein Werk gegen die Astrologie, „*L'Astrologia convinta di falso*“, an dem er mehrere Jahre gearbeitet hatte, zu veröffentlichen. Diese Arbeit, in der er die Astrologie schonungslos bekämpft und ihr die naturwissenschaftliche Erkenntnis gegenüberstellt, darf als die Krönung seines naturwissenschaftlichen Schaffens bezeichnet werden.

Die Montanari als Naturwissenschaftler eigene Beobachtungsgabe und die strenge Methodik des Denkens wirkten sich auch für die Erfassung der Probleme des sozialen Lebens, insbesondere der Wirtschaft, günstig aus. Zur Behandlung währungspolitischer Fragen fühlte er sich schon seit seinem Aufenthalt in Wien legitimiert. Von jenem Zeitpunkt an hatte sein Interesse für das Wesen des Geldes und dessen Rolle im wirtschaftlichen Verkehr nie nachgelassen. So war es ihm auch auf diesem Gebiet möglich, der Republik Venedig durch Gutachten nützliche Dienste zu erweisen.

Bei der Prüfung des historischen Hintergrundes jener Epoche stossen wir auf die oberitalienischen Städterepubliken, aus denen sich die Territorialfürstentümer entwickelt hatten. Indem jeder Territorialherr um das Aktivum seiner „politischen Bilanz“¹ bemüht war, wurde das Streben nach dem absoluten Fürstenstaat in Oberitalien im Vergleich zum französischen Absolutismus zur Farce. Für die Wirtschaft mussten sich schwerwiegende Nachteile einstellen. Wohl hatte Macchiavelli in seinem „*Principe*“ das staatliche Prinzip mit aller Betonung und Rücksichtslosigkeit vertreten, doch hatte ihm ein national geeinigtes Italien als Ziel vorgeschwebt. Die Tendenz der Voranstellung politischer Ziele brachte irrige Auffassungen und Praktiken nicht nur auf dem Gebiet der Währungspolitik, sondern auch auf dem der gesamten Wirtschaftspolitik. In erster Linie war es aber das Geldwesen, das in dem politisch zersplitterten Oberitalien unter den zahllosen Eingriffen politischer Natur schweren Störungen ausgesetzt war. Auch

¹ Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, I. (einz.) Bd., Leipzig 1902, pag. 153.

die Republik Venedig blieb vom Grundübel des Jahrhunderts, dem „*morbus numericus*“, wie Bodin dieses gesellschaftliche Übel genannt hatte, nicht verschont. So erhielt Montanari im Jahre 1683 Gelegenheit, in einem der Republik Venedig erstatteten Gutachten zur Frage der Wiederherstellung der Geldordnung Stellung zu nehmen.

Aber schon im gleichen Jahre verschlechterte sich sein Gesundheitszustand durch einen leichten Schlaganfall. Trotzdem schonte er sich nicht; er stand nach wie vor ganz im Dienste seiner Arbeit. Aus seinen eigenen Worten spricht der Geist des „Hier steh ich, ich kann nicht anders“. Seine Arbeit war sein tägliches Brot; ohne die seinen Geist befriedigende Nahrung wäre er an einem inneren Unbefriedigtsein noch früher zusammengebrochen als es tatsächlich der Fall war. So entstanden vor seinem Tod noch verschiedene naturwissenschaftliche Schriften und eine zweite, umfangreiche und umfassendere Arbeit, als es das erste Gutachten war, über das Geld. Bald aber verlor Montanari das Augenlicht gänzlich und folgte damit auch dem äusseren Schicksal nach seinem grossen Lehrmeister Galilei, ein Symbol geradezu dafür, dass die beiden sich vermessen hatten, ihren Blick zu sehr nach der Sonne, den Sternen und der Wahrheit zu richten. Am 13. Oktober des Jahres 1687 brachte ihm ein zweiter Schlaganfall nach kurzer Bewusstlosigkeit den Tod.

Für die Republik Venedig bedeutete Montanaris Tod einen grossen Verlust, denn zu jeder Zeit und auf den verschiedensten Gebieten hatte die adriatische Republik seine Meinung schätzen gelernt, „*Veneti utebantur opera Montanarii in bello, in otio et in negotio*“¹. Bis zu seinem Tod waren etliche Abhandlungen im Manuskript vollendet, doch noch nicht dem Druck übergeben. Die meisten davon haben den Weg in die Öffentlichkeit überhaupt nicht mehr gefunden. Dieses Los wäre wohl auch seiner zweiten Monographie über das Geld nicht erspart geblieben, wenn nicht dankbare Schüler und Freunde dem Verstorbenen die Ehre der Drucklegung erwiesen hätten.

¹ Fabroni, l. c., pag. 98.

Zweites Kapitel

Die philosophischen Anschauungen

Montanari ist ein ausgeprägter Repräsentant jener umwälzenden und entscheidenden Epoche, die die Grundlagen menschlichen Denkens in erkenntniskritischer Auseinandersetzung gesucht und die Prinzipien der Naturwissenschaft festgelegt hat. In der Antike waren Wissenschaft und Philosophie nicht voneinander zu trennen. Das Aristotelische System der Philosophie legt davon ein eindrückliches Zeugnis ab. Der antike Gelehrte unterschied wohl die Wissenschaft als das Wissen, das nach den Ursachen und Prinzipien fragt, von der Erfahrung, die nur Tatsachen feststellt. Eine wissenschaftliche Methodenlehre fehlte bei ihm aber noch vollständig. Die Philosophie des Mittelalters hatte wesentlich unter metaphysischen Voraussetzungen gestanden, die ihr Fragestellung, Methode und Sinnggebung vorschrieben. Erst der Beginn des 17. Jahrhunderts schlug die entscheidende Bresche in die überlieferten Formen wissenschaftlicher Betätigung: die Form der exakten, auf dem Prinzip der methodischen Erfahrung beruhenden Wissenschaft, die in erster Linie Naturwissenschaft war, brach sich Bahn. Drei wegleitende und richtunggebende Männer standen an der Schwelle dieser revolutionären Zeit des Aufbruchs der modernen Wissenschaft: Galileo Galilei in Italien, Francis Bacon in England und René Descartes in Frankreich. Mit ihnen stürzte die alte, morsche Welt der Philosophie. Sie bauten zugleich an einem festgefügt neuen System der Erkenntnis¹.

Im Geiste dieses illustren Dreigestirns wuchs Montanari in die Mathematik und in die Disziplinen der Naturwissenschaften hinein und setzte das begonnene Werk fort. Dieses Arbeitsfeld lässt in ihm ein abgerundetes Weltbild entstehen. Als grundlegendes Merkmal der Naturwelt stellt er eine strenge Ordnung, eine feste Kausalität, ein starres Gesetz fest. Dante hatte diese Einsicht schon mit dem Ausspruch des gläubigen Christen zum Ausdruck gebracht: „... le cose tutte quante, hann'ordine tra loro,

¹ Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie, I. Bd., 7. u. 8. Aufl., Leipzig 1922, passim.

e questo è forma, che l'universo a Dio fa simigliante"¹. In der Naturwelt kann jede einzelne sinnliche Wahrnehmung immer nur als Ausdruck einer allgemein gültigen und unveränderlichen Ordnung erfolgen. Die Einzelercheinung tritt nicht nur als individuelle, zufällige und unmotivierte Manifestation auf, sondern ist stets in einen umfassenden Zusammenhang einzureihen, sie ist die Wirkung einer bewegenden Ursache. Dabei sind es wenige elementare Grundkräfte, auf die alle Erfahrungen und Beobachtungen zurückgeführt werden können.

Neben dieser ausser allem menschlichen Bereich in der Naturwelt waltenden Ordnung existiert die irdische, soziale Welt, in der der Mensch im Mittelpunkt steht. Obwohl alles soziale Geschehen sich auf dem Boden natürlicher Bedingungen abspielen muss, offenbart sich Montanari dabei doch eine eigenständige, unabhängige, auf sich selbst beruhende Sphäre der Wirklichkeit. Ausserhalb der durch die Naturordnung gesetzten Bedingungen ist die Welt des Sozialen sich selbst überlassen und folgt einer ihr eigentümlichen Ordnung. Weder ein über dem Menschen waltendes Gesetz noch ein blind wirkendes, unabänderliches Schicksal bestimmen ihren Ablauf, sondern allein der menschliche Wille und der menschliche Entschluss. Die Willensfreiheit und die Entscheidungsfreiheit sind die für Montanari konstitutiven Momente der Welt des menschlichen Handelns. Er führt einen unerbittlichen Kampf gegen den Ungeist jener, die für das soziale Geschehen eine vorausbestimmte, eine unentrinnbare Determination, ein Schicksalsverhängnis, behaupten wollen. Dabei gelten seine Angriffe in erster Linie der Astrologie. Eine tödliche Feindschaft hegt er gegenüber der Auffassung „*Si fata te vocant. Sic erat in fatis. Astra viam invenient. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt*"². Solche Sentenzen entwürdigen das Bild des Menschen, sie berauben ihn der höchsten Gabe, die ihm von der Natur verliehen worden ist, der Willensfreiheit: „...privandolo del più nobile pregio concessogli dalla natura, che è la libertà del volere, per la quale sino gli animali irragionevoli sembrano di combattere... Esclusa la libertà dell'arbitrio, che cosa resta all'uomo che lo distingua, non che dalle bes-

¹ L'Astrologia convinta di falso, introd., pag. IX.

² Ibid., pag. IX.

tie..., ma dai sassi medesimi?“¹. Eine absolute Notwendigkeit und Determination des sozialen Geschehens behaupten zu wollen, käme dem Versuch gleich, den Menschen mit aller Kreatur, mit dem hintersten Sandkorn, auf die gleiche Stufe zu stellen: „...una proposizione, che non sola diminuerebbe ogni dignità dell'umana specie, ma ridurrebbe tutte le cose a un egual valore con i più vili granelli d'arena che si trovano al mondo“². Für Montanari aber ist der Mensch das höchste Wesen der Schöpfung, das durch die „libertà del volere“ und die „libertà dell'arbitrio“, durch die „ragione“, über alle anderen organischen und anorganischen Kreaturen entscheidend emporgehoben ist. Für ein soziales Ereignis unmittelbar entscheidend kann damit einzig und allein der menschliche Wille werden, dieser ist die „cagione prossima“, die Einflüsse der Natur sind nur der äussere Rahmen, innerhalb dessen sich der Mensch bewegen muss, nicht aber unmittelbare Ursachen, nur „cause remote ed universalissime“³.

Tatsächlich ist es nun so, dass die Mannigfaltigkeit und die Vielzahl der unmittelbaren und nächsten Gründe, die auf ein gewisses Ereignis hinwirken, uns oft nicht erlauben, den wirklichen Zusammenhang eindeutig zu erkennen und zu erklären. Die Neigung und die Zuflucht zu falschen Überlegungen, die menschliche Schwäche, die die Sterne zu Rate ziehen will, darf den Wissenschaftler nicht davon abhalten, das tatsächliche Sein und nicht nur den Schein der Dinge zu ergründen: „Non può trattenere quelli, che dentro alla scorza delle cose son'usi ricercare la verità dell'essere più che dell'apparire“⁴. Da der Mensch in seinen eigenen Entscheidungen frei ist, wäre es ein Ding der Unmöglichkeit, wie im Naturgeschehen ein Ereignis voraussagen zu wollen, wie es sich die Astrologie anmasst. Gott selbst hätte nicht seine Göttlichkeit aufs Spiel gesetzt mit denen, die vorgeben, diese Kunst zu besitzen, indem er sagte: „Annunciate quae eventura sunt in futurum et sciemus quia Dii estis vos“⁵. Für seine Weltanschauung bedeutet die

¹ Ibid., pag. IX.

² Ibid., pag. XIII.

³ Ibid., pag. X.

⁴ Ibid., pag. X.

⁵ Ibid., pag. XIV.

Astrologie notwendig die Negation von Wissenschaft und Religion, und sie verdient es deshalb, eine Wissenschaft genannt zu werden, „*quae remota est a justitia, calliditas potius quam sapientia*“¹.

Die primäre Bedeutung der Willensfreiheit für das soziale Zusammenleben bedeutet aber nicht ein Walten und Herrschen von Willkür, Regellosigkeit und Unordnung im Verkehr der Menschen. Für Montanari existiert auch im Bereich der Wirtschaft eine natürliche Ordnung. Diese ist wohl von einer ganz anderen Art als die ausserhalb von uns und unabhängig von uns wirksame Ordnung der Natur. Aber die wirtschaftlichen Erscheinungstatsachen, wie die Bedürfnisse, die Wertschätzungen, das Geld und die Preise, haben einen natürlichen Ursprung, eine natürliche Ursache. Sie sind bedingt durch die inneren Anlagen des Menschen, die „... *Divina sapienza e bontà, che all'ingegno degli uomini infuse, tra gli altri, i semi di così feconda invenzione, qual fu quella della moneta*...“². Innere Bewusstseinsvorgänge liegen dem wirtschaftlichen Handeln zugrunde. Moralische Kräfte sind wirksam, die auf der gleichen Ebene, wie die elementaren Kräfte der Natur im sozialen Verkehr auf eine eigenartige Ordnung hinwirken. Diese ist auf ein dem menschlichen Intellekt erwachsenes, vernünftiges Denken und Handeln zurückzuführen. Die Wirtschaftsordnung ist frei, aber in vernünftiger Weise geordnet. Sie kann deshalb verstanden und erklärt werden, es gilt auch in diesem Bereich das Gesetz von Ursache und Wirkung. Der „*ingegno*“ und der „*intelletto*“ der Menschen, die einen durchweg gleichartigen Charakter haben, weil die Menschen vernünftige Wesen sind, nicht dumpfe Triebe, Gefühle und unregelte Stimmungen, sind die Motive des menschlichen Handelns und des dabei sich ergebenden „*ordre naturel*“.

Die Bedingungen für das Vorhandensein einer Wissenschaft sind bei Montanari erkenntniskritisch angedeutet. Kennzeichen einer wissenschaftlichen Disziplin ist für ihn die Existenz eines Systems zusammenhängender Erkenntnisse. Diese müssen in einer Ordnung, in einem Zusammenhang, in einem Abhängig-

¹ Ibid., pag. XIV.

² *Della moneta trattato mercantile*, ed. Custodi: Scrittori classici italiani di economia politica, parte antica, tomo III, Milano 1804, pag. 40.

keitsverhältnis der einen von den anderen sein, und zwar ist ein festes Fundament für eine Wissenschaft, die „sodi principi“, erste Voraussetzung, „si che ad una ad una hanno bisogno che si conceda loro gratis tutte le premesse delle loro conclusioni“¹. Die Probleme, die eine Einzelwissenschaft konstituieren, haben durch ein einheitliches Fundament die notwendige Verbindung zu erhalten. Eine Wissenschaft besteht also nicht darin, „dass man Worte aneinanderreih“, ebensowenig wie „Kunstwerke dadurch entstehen, dass man Farbenklexe nebeneinander auf eine Leinwand setzt“². Die wissenschaftliche Erkenntnis hat dabei so vorzuschreiten, dass zunächst die einfachsten, grundlegenden Tatbestände festgestellt werden; denn ist die Wissenschaft ein System von Erkenntnissen, so müssen diese auch in systematischer Weise gewonnen werden.

Den Weg, auf dem die Erkenntnisse zu gewinnen sind, fand Montanari durch das kritische und exakte Denken Descartes' vorgezeichnet. Mit dem cartesianischen Grundsatz, dass jeder Erforschung der Wahrheit die Prüfung des Erkenntnismittels voranzugehen habe, war die Erkenntnistheorie dem Wesen nach begründet. In dem Sinne hat Montanari Descartes' Denken übernommen, dass er dessen Mittel zur Erkenntnisprüfung, den auf die Voraussetzungen des Denkens gerichteten Zweifel, eingreifen lässt. Die kritische Einstellung hat aber nicht nur gegenüber den Erkenntnismitteln zu erfolgen, sondern auch gegenüber den der Wissenschaft bisher überlieferten Erkenntnissen selbst. Er wendet sich als ausgesprochener Feind gegen alle Autoritätsgläubigkeit und prüft die Behauptungen der Vergangenheit gründlich. Diese sind in der Regel unmethodisch abgeleitet und blindlings angenommen worden: „...gl'Antichi, avendole con poco ordine e poca cautela scritte, sia loro stato creduto dai successori con cecità pari a quella, con che sono anche oggi abbracciate, senza dubitarne, e senza chiarirsi bene coll'esperienze, e con le ragioni se gl'Antichi avessero preso errore“³.

Methodologisch sind die Erkenntnisse sowohl durch Induk-

¹ L'Astrologia convinta di falso, pag. 105.

² Back, Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre mit besonderer Berücksichtigung Gottls, Jena 1926, pag. 187.

³ L'Astrologia convinta di falso, pag. 46.

tion als auch durch Deduktion zu gewinnen. Vor allem rein deduktiven Denken hat aber die Erfahrung zu stehen, und alle auf dem Wege abstrakter Folgerungen abgeleiteten Resultate haben durch die Erfahrung wieder bestätigt zu werden: „Il vero modo di filosofare..., dubbiosi di tutte l'assertioni filosofiche che dalla sola autorità delle scuole sono senz'altre ragioni canonizzate per vere, dall'esperienza che sola gode il privilegio di maestra, a cui si debba credere, procurate derivare le vostre massime, anatomizzando, per così dire, l'operationi della natura per discuoprire in esse la bramata verità“¹. Aber trotz der primären Stellung, die er der Erfahrung mittels der Beobachtung und des Experiments einräumt, verliert Montanari die Bedeutung des deduktiven Vorgehens nie aus den Augen. Ein Wissenschaftler, der sich seines Namens würdig erweisen will, muss beide methodologischen Werkzeuge kennen: „Un filosofo, che sia veramente uomo di buon gusto... piaccia di camminare col lume dell'esperienza e della ragione in mano“². Mit aller Entschiedenheit wendet er sich gegen die Deduktionen a priori. Auch die Vordersätze, von denen aus deduktiv weiter geschlossen werden soll, müssen erfahrungsmässig unterbaut sein: „E pure un'arte... fondata sull'esperienza sola, dovrebbe aver l'esperienze su certe e stabilite concordi per fondarvi i suoi precetti, senza di che non si puo verificare, ch'ella sia fondata sull'esperienze“³. Der Erfahrung gebührt damit in der Forschung wohl der methodologische, nicht aber der wissenschaftliche Vorrang. Zunächst geht die Forderung nach Beobachtung, Feststellung und Auswertung des vor allem deduktiven Denken erfahrungsmässig Gegebenen. Dann folgt das verstandesmässige „anatomizzare“, der logische Analogieschluss, die abstrakte Ableitung. Aber auch dies immer nur im Hinblick darauf, dass die Erfahrung zur Bestätigung wieder herangezogen wird, dass das Endresultat seine Richtigkeit a posteriori erneut unter Beweis zu stellen hat. Die Erfahrung steht methodologisch am Anfang und am Ende der Erkenntniskette.

Mit dieser entschiedenen Stellungnahme für das Prinzip der methodischen Erfahrung in den Naturwissenschaften hat Montanari

¹ *Pensieri fisicomatematici*, pag. 5 et s.

² *L'Astrologia convinta di falso*, pag. 50.

³ *Ibid.*, pag. 106.

einen sicheren Schritt vorwärts auf dem Wege der Abgrenzung zwischen der Wissenschaft und dem Glauben getan. Die Herauslösung der wissenschaftlichen Erkenntnis aus den religiösen Fesseln und Vorurteilen ist bei ihm auf das Bestimmteste vollzogen. Dabei ist die Konsequenz nicht ein Konflikt zwischen Wissenschaft und Glaube. Nicht im geringsten ist für Montanari der Anlass gegeben, dem Glauben seinen Platz strittig zu machen. An verschiedensten Stellen betont er selbst seine strenge Gläubigkeit und Religiosität. Das Bedeutungsvolle seiner Leistung liegt darin, dass die Trennung der Kompetenzen, die Wissenschaft und Glaube zu stellen haben, mit aller Deutlichkeit vollzogen ist: die Welt der sinnlichen Erfahrung kann einzig Domäne der wissenschaftlichen Forschung sein; in diesem Bereich richtet diese allein über das Wahre und das Falsche. An der sinnlichen Wahrnehmung endet aber auch der Kompetenzbereich der Wissenschaft, denn das Metaphysische harrt allein der Erschliessung durch den Glauben. Wo in einer Lehre Deduktionen a priori bestehen, die nicht das notwendige Fundament der Erfahrung für sich haben, wie zum Beispiel in der Astrologie, da wird diese neben dem christlichen Glauben zum Aberglauben. Denen aber, die die Grenzen wissenschaftlichen Erkenntnisvermögens eingesehen haben, gibt er den weisen Rat, ihr Haupt demütig zu verneigen: „Umiliate la cervice ed invece di perscrutare ciò, che al vostro intelletto come limitato e finito non lice, adorate la mano Omnipotente di chi: Solus enumerat multitudinem stellarum et dimensus est profundum abissi“¹.

Das methodologische Vorgehen Montanaris in seinen sozialwissenschaftlichen Monographien bietet im Prinzip das analoge Bild. Die sozialwissenschaftlichen Zusammenhänge sind für ihn prinzipiell von keiner anderen Form als die der Naturwissenschaften. Es handelt sich um empirische Tatbestände, die zunächst zu beobachten sind. Von diesen aus kann dann je nach dem beabsichtigten Erkenntnisziel zu verschiedenen Problemen und Zusammenhängen vorgestossen werden. Die Forschungsmethode steht vom Objekt her nicht in einem festen Abhängigkeitsverhältnis. „Eine empirische Wissenschaft hat Sinn und Bedeutung natürlich immer nur im Hinblick auf den ihr zugrunde liegenden empiri-

¹ Discorso del vacuo, Parma 1694, pag. 311.

schen Tatbestand. Empirische Tatbestände aber sind vergänglich. Prinzipiell unterscheidet sich die Nationalökonomie in dieser Beziehung in keiner Weise von anderen empirischen Wissenschaften, insbesondere auch nicht von den Naturwissenschaften¹. Die Wirtschaft ist „in gar keinem prinzipiell anderen Sinn historisch, wie irgend ein Stück Wirklichkeit sonst“². Sofern damit die Erkenntnisse, zu denen Montanari gelangt, logisch aus seinen Voraussetzungen folgen, werden sie theoretisch auch mit absoluter Geltungskraft ausgestattet sein. Über ihre empirische Geltung, ob sie „für eine oder von einer Wirklichkeit gelten, das bleibt durch sie völlig unbestimmt, das ist eine rein ‚historische Zufälligkeit‘“³. Der Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und der Nationalökonomie liegt somit nicht in einer Divergenz der Erkenntnisbedingungen, sondern in der Verschiedenheit des Charakters der Erkenntnisse. Da im Wesen der Naturerscheinungen eine festere Notwendigkeit liegt, im Gegensatz zu den unter dem Prinzip der Willensfreiheit stehenden Vorgängen, nehmen die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse die Form und die Geltungskraft von Gesetzen an. „Während in formaler erkenntnistheoretischer Hinsicht die reine Ökonomie mit den exakten Naturwissenschaften in eine Reihe gestellt werden kann, ist dies in sachlicher Beziehung ausgeschlossen“⁴. Die naheliegende Gefahr einer analogen Betrachtungsweise ist dort zu suchen, wo auch für wirtschaftliche Zusammenhänge eine gesetzmässige Geltung der Erkenntnisse postuliert wird. Hier können die Erkenntnisse nur formale, in logischer Hinsicht wohl absolute Geltung haben.

Da die Erkenntnis nur auf der Betrachtung bestimmter Zusammenhänge aufbauen kann, verlangt sie notwendigerweise Isolierung und Abstraktion von der Wirklichkeit. Im Umgang mit den Hilfswerkzeugen des Denkens, der isolierenden und idealisierenden Abstraktion, ist Montanari schon gut vertraut. Er versteht

¹ Amonn, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie, 2. Aufl., Leipzig-Wien 1927, pag. 18 et s.

² Ibid., pag. 30.

³ Ibid., pag. 19.

⁴ Back, Die Entwicklung der reinen Ökonomie zur nationalökonomischen Wesenswissenschaft, Jena 1929, pag. 66.

es, durch Bildung von Idealtypen die Wirklichkeit zu schematisieren. Während die isolierenden Annahmen weniger als die volle Wirklichkeit enthalten, bringen die idealisierenden Annahmen mehr als die volle Wirklichkeit zum Ausdruck¹. Es sind aber keine willkürlichen Abstraktionen, denn dadurch, dass sie aus Elementen der Erfahrung zusammengesetzt bleiben, koinzidieren sie zu einem Teil doch mit der Wirklichkeit, auf deren Erfassung hin sie auch einzig gedacht werden. So kann es Montanari auch möglich werden, durch die Erfahrung die abstrakt abgeleiteten Resultate zu verifizieren. Er ist sich allerdings der Tragweite dieser methodologischen Denkwerkzeuge nicht klar bewusst, denn die Auffassung, mit diesen Kunstgriffen eine Darstellung der Wirklichkeit selbst gegeben zu haben, ungeachtet dessen, dass er durch seine Voraussetzungen, um mit den Begriffen der modernen erkenntnistheoretischen Literatur zu sprechen, das Erfahrungsobjekt in ein rein gedankliches Erkenntnisobjekt umgewandelt hat, ist in ihm zu fest verwurzelt. Seine Maximen wollten mehr als nur hypothetische Geltung haben, sein Denken stand zu stark im Banne naturwissenschaftlicher Abhängigkeit. „Die Auffassung, als ob man auf dem Wege der empirischen Induktion bis zu den allgemeinsten und wesentlichsten (einfachsten) Elementen der Wirklichkeit vordringen könne und man, wenn man erst auf diesem Wege diese Elemente gewonnen habe, aus ihnen die volle Wirklichkeit deduzieren könne, stellt ein Vorurteil dar, das aus der Naturwissenschaft stammt, und das eine sachliche, erkenntnistheoretische Klärung sozialwissenschaftlicher Verhältnisse . . . in der Nationalökonomie schlechthin verhindert“². Wie wir aber schon gezeigt haben, war sich Montanari dessen deutlich bewusst, dass die soziale Wirklichkeit einer von der natürlichen verschiedenen Ordnung folgt. Theorie und Erfahrung in Verbindung zu bringen, den formallogischen Vernunftsschluss an die Wirklichkeit heranzutragen, ist die Aufgabe, die der sozialwissenschaftlichen Synthese harrrt.

¹ Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (Grundriss der Sozialökonomik, I. Abteilung, II. Teil), 2. Aufl., Tübingen 1924, pag. 10.

² Back, Die Entwicklung der reinen Ökonomie zur nationalökonomischen Wesenswissenschaft, pag. 51.

Zweiter Teil

Die ökonomische Leistung

Drittes Kapitel

Die wesentlichen Merkmale des sozialökonomischen Werks

1. Der Aufbau

Im einleitenden biographischen Kapitel haben wir angedeutet, wie das Interesse Montanaris für wirtschaftliche Probleme, in erster Linie für die Erscheinung des Geldes, schon in jungen Jahren am kaiserlichen Hofe in Wien geweckt worden war. Er konnte dabei in seinem Schaffen auf eine reiche Literatur über das Geldproblem zurückblicken, denn angefangen mit der Antike hatte das Problem des Geldes über Aristoteles, die römischen Juristen, die mittelalterlichen Theologen und die Laien der Neuzeit nahezu jeden Philosophen zur Stellungnahme veranlasst. Ein gesteigertes Interesse hatte die Diskussion vor allem nach der Entdeckung Südamerikas geweckt, mit dem Edelmetallstrom, der von den ergiebigen Minen der Neuen Welt sich nach Europa bewegte, und mit der Tatsache, dass das Geld im gesteigerten Verkehr der merkantilistischen Epoche eine immer grössere Bedeutung erlangte.

In der ersten Arbeit Montanaris, dem Gutachten an die Republik Venedig, liegt der Hauptakzent auf den Problemen der Währungspolitik. Die einleitenden wert- und geldtheoretischen Ausführungen treten angesichts der umfassenden Darstellung der praktischen Massnahmen und der speziell auf die Regelung des Geldwesens der Republik Venedig zugeschnittenen Fragen in

den Hintergrund. Der grundlegende theoretische Teil wird vom Autor so knapp als nur möglich gefasst und soweit eingeschränkt, als es die Eingliederung der praktischen Lösungen und Postulate in eine systembildende Wertlehre und eine grundlegende Geldlehre überhaupt noch zulässt. Damit tritt gerade der wertvolle Teil dieses Gutachtens, die bleibende Leistung gegenüber der vergänglichen, auf den historischen Augenblick berechneten, zu stark zurück. Sie wird gleichsam durch die Fülle des Momentanen überdeckt und fast erstickt.

Von dieser ersten Abhandlung über das Geld war Montanari selbst nicht voll befriedigt. Die weitschichtigen Zusammenhänge, die er bei der Eingliederung des Geldes in den sozialen Verkehr sukzessive entdeckte, der Einblick in das Wesen des menschlichen Handelns, vor allem des wirtschaftlichen, und der dabei entstehenden Probleme, liessen den Sozialökonom in ihm nicht mehr zur Ruhe kommen. So machte er sich bald nach der Vollendung seiner ersten Arbeit an eine zweite heran. Obwohl auch in diesem Fall das Endziel seiner Ausführungen praktisch blieb, nämlich die Festlegung der Grundlagen einer gesunden Währungspolitik, die als Voraussetzung eines geordneten Zusammenlebens der Einzelnen und der Staaten gilt, so erfuhr trotzdem der theoretische Teil gegenüber dem des Erstlingswerks eine umfassende Erweiterung und Vertiefung. Die Wertlehre rückt deutlicher ins Zentrum im Gegensatz zur ersten Schrift; hier wird sie zum deutlichen, festen und zentralen Angelpunkt der theoretischen Gedanken, von dem aus sich systematisch mit den geldtheoretischen Gedanken alle brennenden Fragen der Währungspolitik verstehen, erklären und lösen lassen. Montanari ist davon überzeugt, dass sich aus seiner Darstellung der Weg zu einer gesunden Währungspolitik ergeben muss. Sein zweites Werk ist dabei nicht mehr auf den Spezialfall der Währung der Republik Venedig zugeschnitten; die darin festgehaltenen Resultate und aufgestellten Regeln sind von allgemeingültiger Bedeutung, die gezogenen Konsequenzen gelten durchweg für jede Geldordnung, die auf festen Fundamenten stehen will. Sie sind eine Grundlage für „tutti gli stati“.

Montanaris Arbeiten zerfallen somit in zwei Teile, einen grundlegenden theoretischen und einen folgenden und folgernden prak-

tischen. Diese beiden Teile sind fest miteinander verbunden, indem der zweite die logische Konsequenz aus den Ergebnissen des ersten darstellt. Die Theorie hat für Montanari nicht nur die Aufgabe, die komplexe Wirklichkeit zu verstehen und zu erklären, sondern sie muss dazu beitragen, den Forderungen der Wirklichkeit gemäss zu handeln. Die Theorie darf nicht im luftleeren Raum stehen bleiben, sie muss die richtige Wirtschaftspolitik herauszufinden wissen. Dabei sind die währungspolitischen Forderungen für ihn nichts anderes als wissenschaftliche Postulate, abgeleitet aus den Erkenntnissen der „reinen Theorie“: „... essendo queste regole come una pratica delle teoriche insegnate“¹. Montanari ist selbst davon überzeugt, dass er mit dieser Methode und im Bestreben, das Geld in das umfassende Ganze des wirtschaftlichen Handelns hineinzustellen und einzuordnen, einen neuen und entscheidenden Schritt getan hat: „E sarà opera, se non m'inganna l'amor proprio, di universal utile, non solo per non essere stato fin qui chi di tal modo esami ni questa materia, e ne riduca in chiaro le vere massime, come ho fatt'io; ma dilettevole ancora per averla vestita d'erudizione antica e moderna, con molte notizie e casi succeduti ai nostri giorni e nel passato secolo, che delucidano mirabilmente la materia“². Diesem Hinweis auf die Bedeutung, die er seinem eigenen Schaffen beimisst, und auf die Methode, die er dabei anwendet, dürfen wir zustimmen, und zwar in vollem Umfang, denn der „universal utile“ seines Werks übertrifft deutlich die Leistungen auf diesem Gebiet, die vor ihm erreicht wurden.

Seine sozialökonomischen Abhandlungen sind zwar typische Kinder ihrer Zeit. So wie die Schriftsteller der merkantilistischen Epoche an die Erörterung konkreter und praktischer Fragen anknüpften und damit ihren Arbeiten den Charakter von Gelegenheitsschriften gaben, ebenso ist auch Montanaris ökonomisches Werk eine ausgesprochene Gelegenheitsarbeit. Indem er aber eine brennende Frage des sozialen Verkehrs aufgreift, sie gedanklich gründlich durcharbeitet und dann bestimmte, aus wissenschaftlichen Prämissen abgeleitete Werturteile fällt, unterscheidet er sich gerade im entscheidenden Punkt, im Zweck und in der Methode,

¹ Della moneta, pag. 255.

² Fabroni, l. c., pag. 114 (Brief Montanaris an Cassini, Padova 1684).

von den typisch merkantilistischen Schriftstellern. Es fehlt bei ihm jegliche vorgefasste Interessenmeinung, es fehlen alle jene meta- und ausserökonomischen Vorurteile, die dem Schaffen zum vornherein den wissenschaftlichen Gehalt entziehen. Daraus, dass sein Ausgangspunkt nicht in erster Linie wissenschaftlich war in dem Sinne, dass die konkrete Einzelfrage, der praktische Endzweck, nicht die theoretischen Zusammenhänge von primärer Bedeutung waren, darf ihm kein Vorwurf gemacht werden. Kein Schriftsteller darf dafür getadelt werden, dass er die aktuellen Probleme seiner Zeit zur Diskussion stellt. Entscheidend für den wissenschaftlichen Wert einer Leistung ist nicht ihr Entstehungsgrund, sondern die Art und Weise der Begründung der wirtschaftspolitischen Zielsetzungen. Der entscheidende Fortschritt bei Montanari gegenüber der Grosszahl der merkantilistischen Autoren liegt aber gerade darin, dass er es versteht, in wissenschaftlicher Analyse die Mittel seinem Ziel anzupassen, dass er die Mittel in einer ökonomischen Begründung sucht, und dass nicht eine politische Zielsetzung der ökonomischen vorangeht. Damit wird er in seinem Bestreben, jene Krankheiterscheinung am gesellschaftlichen Körper, den „*morbus numericus*“, zu untersuchen und zu heilen, zunächst Patholog, dann Physiolog, und den letzten Sinn seines Schaffens sieht er in der Prophylaxe. Bevor er seinen Beitrag auf dem Gebiet der Währungspolitik beisteuern kann, will er einen Einblick in das innerste Wesen des Geldes erhalten. Erst dann fühlt er sich zum Füllen praktischer, wirtschaftspolitischer Massnahmen legitimiert: „... non sarà senza utile l'andare ricercando pure a minuto vari accidenti che... danno la mossa agli umori peccanti di questa infermità, perchè con maggior chiarezza sempre se n'intenda la teorica, onde si possano in pratica applicare i dovuti preservativi“¹. Mit der Tatsache, dass nur die Resultate der reinen Theorie als Mittel zur Erreichung der praktischen Ziele dienen können, und bei Montanari alle jene aus dem politischen Gedankengut entliehenen Vorurteile über Staat, Wirtschaft und Gesellschaft fehlen, die für die Charakteristik der merkantilistischen Schriftsteller von primärer Bedeutung sind, geht er als beobachtender, analysierender und die Synthese suchender Forscher der Epoche, die wir als Merkan-

¹ Della moneta, pag. 216.

tilismus zu bezeichnen pflegen und der er zeitmässig noch ganz angehört, voraus. Für diese bedeutende Leistung müssen wir ihm, wenn wir sein Werk in der richtigen historischen Perspektive betrachten, höchste Anerkennung zollen.

Beide Werke Montanaris sind erst posthum dem Druck übergeben worden, und zwar erst ein ganzes Menschenalter nach seinem Tode¹.

2. Die Auffassung vom wirtschaftlichen Handeln

Bei der Beurteilung des sozialökonomischen Werks Montanaris muss man sich immer vor Augen halten, dass seine Entstehung in eine Zeit fiel, die eine Wissenschaft von der Wirtschaft noch nicht

¹ Zum erstenmal gedruckt finden sich die ökonomischen Schriften Montanaris in einer Sammlung geldtheoretischer und währungspolitischer Abhandlungen des Filippo Argelati: „De monetis Italiae variorum illustrium virorum dissertationes“. Die erste Arbeit erschien 1750 unter dem Titel: „Trattato del valore delle monete“ im dritten Band der Sammlung (Mailand 1750). Im sechsten Band wurde sie nochmals wiedergegeben unter dem Titel: „Breve trattato sopra il crescere di valore le monete“. In diesem Band, Mailand 1759, findet sich zum erstenmal auch die zweite Monographie unter dem Titel: „La Zecca in consulta di stato... trattato mercantile“. Vor der Aufnahme in diese Sammlung war das Werk Montanaris nur im Manuskript und in verschiedenen handgeschriebenen Abschriften vorhanden. Argelati fügt den beiden Schriften selbst bei, dass es sich um die Erstausgabe handelt: „primum in lux edita“. Die Einleitung Argelatis ist lateinisch gehalten, Montanaris Schriften sind italienisch wiedergegeben, und zwar die „Zecca in consulta di stato“ nach unserem Vergleich mit einer Manuskriptabschrift, die sich in der Biblioteca di S. Marco in Venedig befindet, buchstäblich dem Manuskript folgend. Die Originalmanuskripte sind in öffentlichen italienischen Bibliotheken und Archiven heute nicht zu finden.

Custodi hat in seiner Sammlung der „Scrittori classici italiani di economia politica“ die Arbeiten Montanaris ohne irgendwelche materiellen Abänderungen wiedergegeben (Parte antica, tomo III, Milano 1804). Was er sich erlaubt hat, ist eine Umgestaltung der Titel. Die erste Arbeit wurde zum „Breve trattato del valore delle monete“, während die zweite die Überschrift „Della moneta trattato mercantile“ erhielt. Da die Wiedergabe in dieser Sammlung die sauberste, fast fehlerlose ältere Ausgabe der Werke Montanaris und zugleich die zugänglichste ist, legen wir sie unseren Zitaten zugrunde. Nur offensichtliche Druckfehler und falsch gesetzte Satzzeichen haben wir beim Zitieren korrigiert.

kannte. Diese begann erst mehrere Jahrzehnte nach Montanaris Tode in der französischen Physiokratie zu entstehen, zu seinen Lebzeiten standen das Gebiet und das Ziel der Wirtschaftswissenschaft überhaupt noch nicht zur Diskussion. Mussten ihm damit Gebiet und Ziel dieser sozialwissenschaftlichen Disziplin notwendigerweise unbekannt sein, so war es ihm, einem mit den Prinzipien einer Wissenschaft vertrautem Forscher, geradezu notwendig, nach dem prinzipiellen Ausgangspunkt und nach der systematischen Einordnung der Probleme auf der Ebene des menschlichen Handelns zu suchen.

In der Einleitung zu seinem „Della moneta“ spricht er den Leser mit den folgenden Worten an: „Ti porrò bensì innanzi nei primi capitoli alcune cognizioni dell'antico valore dei metalli e delle monete ed altre notizie erudite, che se avido, sei d'intender subito i fondamenti delle mie opinioni circa lo stato presente delle cose; ti sembreranno forse un poco lontane dall'intento principale; ma leggile pure e proseguiaci con ordine, che vedrai nascerne lume tale a poco a poco, che a guisa di coloro, che dimorati lungo tempo nelle tenebre non soffrirebbero di primo tratto una luce gagliarda, col trattenersi qualche poco fra quest'ombra dell'antichità, giungerai finalmente a veder chiaro anco in faccia al sole“¹. Seine Absicht ist es, zunächst die „fondamenti“ seiner Lehren darzulegen, bevor er an die aktuellen Probleme heranzutreten gedenkt, um dann gestützt darauf, an den Gegenwartsfragen sein Wissen anzubringen. Dabei versteht er unter den „fondamenti“ und den „altre notizie erudite“ das Wesen der wirtschaftlichen Tätigkeit, ihr Prinzip, ihre Merkmale, ihre Eigenart. Der Gedankengang, der seinem Werk zugrunde liegt, ist der, dass um das Ziel zu erreichen, das Wesen und die dem Geld zu gebende Ordnung im sozialen Verkehr zu erkennen, man auf die Prinzipien des menschlichen Handelns überhaupt zurückgreifen müsse. Seine Erklärung kann dabei nur so wissenschaftlich erfolgen, dass bis auf die eigentlichen Motive des Handelns, die Bedürfnisse des Menschen, zurückgegangen und die allgemeine Ordnung, die darin zum Ausdruck kommt, erfasst wird. Auf diesem Weg kommt Montanari dazu, für die subjektivistische Wertlehre eine Lanze zu brechen.

¹ Della moneta, proemio, pag. 15 et s.

Es gelingt ihm deutlich, den einheitlichen Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen zu formulieren: „L'umana industria, che è figlia primogenita dell'intelletto e di quella necessità che v'impose natura, quando del tutto ignuda e disarmata ci espone al mondo, ha di poi progenerate tante e sì maravigliose invenzioni...“¹: Prinzip aller Wirtschaft ist für ihn eine bestimmte Notlage des Menschen gegenüber der Aussenwelt, die Existenz unbefriedigter Bedürfnisse. Der Mensch wirkt durch seine Tätigkeit vernunft- und verstandesmässig auf die Beseitigung dieser Notlage, er bewegt sich in einem Reich der Mittel und der Zwecke. So wie aber in der Folgezeit die Sozialökonomie nicht die Lehre vom sozialen Leben schlechthin wurde, sondern eine spezielle Sozialwissenschaft neben verschiedenen anderen, indem sie das soziale Leben unter den ihr eigentümlichen Gesichtspunkten betrachtete, ebenso konnte für Montanari das wirtschaftliche Handeln nicht das totale menschliche Handeln sein. Wenn es wohl so ist, dass alles wirtschaftliche Handeln zweckgerichtet ist, so folgt daraus nicht die Umkehrung des Satzes, dass alles zweckgerichtete Handeln schon wirtschaftliches Handeln ist.

Alles Handeln steht für Montanari einmal unter einem einheitlichen, obersten Zweck: „Tuttociò che si compra, in qualche modo si desidera, o sia per conseguire per suo mezzo un bene vero o un apparente, o sia per isfuggire un male o per ubbidire ad una forzata necessità; tutto è desiderare, tutto è aver bisogno...“²: das Bedürfnis des Individuums ist der zentrale Ausgangspunkt seiner Tätigkeit überhaupt, hinter der Bedürfnisbefriedigung selbst steht aber als letzter Zweck immer die Erreichung von Lust oder die Abwehr von Unlust. Das Eigeninteresse ist auf der Ebene des menschlichen Handelns für Montanari das regulierende Prinzip. Er hält diese Tatsache realistisch fest und legt sie allen seinen Betrachtungen zugrunde. Dieses Prinzip glaubt er im sozialen Verkehr fest verwirklicht, es ist Feststellung, Beobachtung, Erfahrung.

Wir suchen das Postulat des Maximums und des Minimums als Kriterium des wirtschaftlichen Handelns bei Montanari vergeb-

¹ Ibid., pag. 17.

² Ibid., pag. 65 et s.

lich. Die These, dass das wirtschaftliche Handeln auf einem Lustmaximum unter Verzicht auf ein Lustminimum basiert, könnte ihm als Unterscheidungsmerkmal des wirtschaftlichen Handelns nicht dienen, denn das Postulat des wirtschaftlichen Prinzips kann in seiner subjektivistischen Verankerung nur als ein rein formales Prinzip allen Handelns seine Geltung bewahren. Alles rationale Verhalten ist demnach in einem weiteren Sinne wirtschaftliches Handeln, und aus der subjektivistischen Perspektive heraus gesehen ist zudem jedes auf einem Bewusstseinsvorgang beruhendes Handeln zugleich sinnvolles, vernünftiges, rationales Handeln. „Mit dem Subjektivismus war es nicht mehr vereinbar, rational und irrational mit objektiv zweckmässig und objektiv unzweckmässig gleichzusetzen; es ging nicht mehr an, das ‚richtige‘ Handeln dem unrichtigen — durch Irrtum, Unkenntnis, Unachtsamkeit vom besten Wege abgelenkten — Verhalten als rational gegenüberzustellen“¹. Montanari spricht von einem „bene vero o apparente“, auch die subjektiv „eingebildeten“ Bedürfnisse sind „richtige“ Bedürfnisse. Er sieht damit das Kriterium des wirtschaftlichen Handelns nicht in einer objektiven Rationalität des Verhaltens des Einzelnen. Die Erfassung des wirtschaftlichen Handelns hat für ihn auf andere Art und Weise zu erfolgen. Die wirtschaftlichen Akte sind aus der Mannigfaltigkeit der sozialen Beziehungen und individuellen Handlungen auszuheben. Wir dürfen dabei Montanari in dem Sinn interpretieren, dass er das wirtschaftliche Handeln in jeder Tätigkeit sieht, die auf Tauscherwägungen beruht. Auf diesen Punkt kommt er allerdings nicht näher zu sprechen, aber die Erscheinungen des Tausches im weitesten Sinn, auf Grund der Wertschätzungen von äusseren Gütern, ist das Grundproblem, dem er sich in seinem Werk zunächst zuwendet. Nur insoweit, als es auf Tauschüberlegungen beruht, geht Montanari auf das menschliche Handeln ein.

Auf dem Weg über diese Auffassung kommt er dazu, den Reichtum, die „ricchezza“, in solchen Gütern zu sehen, die objektiven Tauschwert haben und Preise erlangen können. Die Mit-

¹ Mises, Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil), München-Leipzig 1931, pag. 76 et s.

tel, die dem Einzelnen zur Verfügung stehen, sind sein Reichtum, dieser misst sich an seinem objektiven Tauschwert. Diese Auffassung deckt sich im Prinzip mit dem Reichtumsbegriff der späteren klassischen Schule. So spricht zum Beispiel Adam Smith vom Volksreichtum als den den Einzelnen zur Verfügung stehenden Gütern und Leistungen¹. Konsequent vermag Montanari diese Auffassung allerdings nicht durchzuhalten, denn er lehnt sich in seiner Reichtumsauffassung auch an das subjektive Gefühl des Reichseins an.

So wie die subjektivistische Theorie vor dem Vorwurf zu verteidigen ist, dass sie mit dem Postulat des Lustmaximums dem Hedonismus, Utilitarismus und Eudämonismus ver falle, ebenso müssen wir Montanari vor einem derartigen Vorwurf in Schutz nehmen. Das sogenannte hedonistische Prinzip kann in seiner subjektivistischen Perspektive nur als ein formales Postulat aufgefasst werden: „Das Wirtschaftsprinzip des grössten Nutzens ist so, wie es die Wirtschaftstheorie vorzutragen hat, durchaus nicht an eine hedonistische Lebensanschauung gebunden, es ist ohne Zweifel auch mit einer asketischen Anschauung vereinbar, denn es sagt nichts weiter, als dass die wirtschaftlichen Mittel so zu verwenden seien, wie es sich am vollkommensten mit den Lebenszwecken verträgt; es sagt somit nichts mehr, als was im Begriffe jedes Mittels liegt, über die Lebenszwecke und ihre Auswahl selbst behauptet es gar nichts“². Dieses Prinzip ist auch bei Montanari nicht in einem grob materialistischen Sinne zu verstehen. Materiell steht für ihn das Lustprinzip in der subjektivistischen Verankerung des Zweckstrebens mit jedem Handeln in Übereinstimmung. Unter den gleichen äusseren Bedingungen können die Einzelnen je nach ihrer Veranlagung verschieden handeln, „le inclinazioni degli uomini, e temperamenti, hanno tanto dipendenza dai progenitori, dalle educazioni, dal vitto, dalle assuefazioni ed altre cose“³. Die gesellschaftliche Er-

¹ A. Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*: „Every man is rich or poor according to the degree in which he can afford to enjoy the necessities, conveniences, and amusements of human life“ (Ausg. Cannan, vol. I, London 1920), pag. 32.

² Wieser, l. c., pag. 28.

³ *L'Astrologia convinta di falso*, pag. 52.

ziehung, die Einflüsse des Milieus, dringen tief in den Kern des individuellen Wesens vor. Bei den Bedürfnissen tritt der Umwelteinfluss hervor, „nicht einmal das Mass des physiologischen Existenzminimums ist ganz individuell bestimmt“¹. Trotzdem versucht Montanari das Wesen des wirtschaftlichen Handelns von den Dispositionen der Einzelnen her zu erfassen, denn der prinzipielle Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit ist für alle Menschen der gleiche. Auch die Tatsache, dass das Zusammenleben der Menschen durch die ständige Entwicklung sich in immer neuen und veränderten Formen abspielt, vermag an der formalen Gültigkeit der allgemeinen Ordnung des menschlichen Handelns nichts zu ändern².

Können wir, da zu jener Zeit eine wirtschaftswissenschaftliche Disziplin überhaupt noch nicht bestand, bei Montanari eine umfassende Darstellung der Wirtschaftstheorie nicht erwarten, und ist der Problemkreis, dem er sich zuwendet, in der Hauptsache auf das Wert-, Preis- und Geldproblem beschränkt, so ist seine Arbeit doch in dem Sinne systematisch zu nennen, dass seine Erkenntnisse auf dem festen Grund einer zentralen Wertlehre aufgebaut sind.

Viertes Kapitel

Die Wert- und Preistheorie

Die moderne subjektivistische Werttheorie hat die verschiedensten Formen der Wertscheinungen, die im Sinne des Begriffs „Wert“ zum Ausdruck kommen, nach allen möglichen Verzweigungen hin analysiert und festgehalten. Grundsätzlich sind darnach zwei Erscheinungsformen des Wertes von ausgeprägter Bedeutung: eine subjektive, in der Form des subjektiven Gebrauchswertes, und eine objektive, in der des objektiven Tauschwertes. Im subjek-

¹ Wieser, l. c., pag. 115.

² Vide Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften, Leipzig 1883, pag. 117: „Die Tatsache der Entwicklung der Phänomene... lässt den formalen Charakter der Ergebnisse der exakten Forschung unberührt“.

tiven Gebrauchswert beurteilt der Einzelne eine Beziehung, die verglichene Güter und Leistungen zu seiner Wohlfahrt haben, in ihm kommt die Bedeutung zum Ausdruck, die er den Gütern und Leistungen beimisst im Hinblick darauf, dass er sich in seiner Wohlfahrt von ihnen abhängig weiss. Im objektiven Tauschwert dagegen kommt die Fähigkeit eines Gutes oder einer Leistung zum Ausdruck, ein bestimmtes objektives Ergebnis zu erzielen, ein Austauschverhältnis gegenüber anderen Gütern und Leistungen zu erreichen.

Das Problem, mit dem sich die Wertlehre zu befassen hat, wird auf Grund dieser zwei Haupterscheinungsformen des Wertes zu einem doppelten, indem sowohl die Entstehungsgründe des subjektiven und des objektiven Wertes als auch die Bestimmungsgründe ihrer Grösse festzulegen sind. Das Hauptziel der national-ökonomischen Erkenntnis ist in erster Linie die Erklärung der Preise im sozialwirtschaftlichen Verkehr. Zwei prinzipiell zu trennende Positionen sind dabei gegenüber dem objektiven Tauschwert oder den Preisen, in denen dieser zu seinem konkreten Ausdruck gelangt, möglich. In dem Zustandekommen der Preise kann man entweder einen subjektiven oder einen objektiven Ursachenzusammenhang sehen. Im ersten Fall sind es die subjektiven Wertschätzungen der einzelnen Verkehrssubjekte, die sich auf bestimmte Art und Weise, über die Form des abstrakt gedachten subjektiven Gebrauchswertes, zum konkreten Ausdruck im Preis, als der Resultante der individuellen Wertschätzungen, vergegenständlichen. Im zweiten Fall dagegen sind die Austauschverhältnisse als vom menschlichen Willen losgelöste, als objektiv bedingte, gedacht: „Der Wert erscheint hier als etwas Vorausgesetztes, Gegebenes, nur die Veränderungen in dem Tauschverhältnis verschiedener Dinge zu einander erscheinen als das zu Untersuchende“¹. Das wirtschaftende Subjekt als Bezugspunkt des subjektivistischen Erklärungsversuches wird in diesem Fall durch objektive Bestimmungsgründe auf die Seite geschoben, man sieht keinen Zusammenhang zwischen dem subjektiven Gebrauchswert und dem objektiven Tauschwert. Allerdings kann auch für die sub-

¹ Philippovich, Grundriss der politischen Ökonomie, 1. Bd., 19. Aufl., Tübingen 1926, pag. 246.

jektivistische Lösung eine speziell ausgesonderte und verselbständigte Wertlehre „lediglich ein Mittel, ein Hilfswerkzeug, um zur Preiserklärung zu gelangen“ sein, sie trägt einen rein „instrumentalen Charakter“¹. Ob der Preistheorie eine verselbständigte Werttheorie voranzugehen hat, wird damit zu einer Frage der Zweckmässigkeit.

1. Die Vorgänger

Wenn wir in einem kurzen Überblick versuchen, die werttheoretischen Auffassungen vor Montanari zu skizzieren, so müssen wir in erster Linie die Tatsache in den Vordergrund rücken, dass es möglich ist, unter ganz gegensätzlichen Gesichtspunkten Wertlehre zu treiben: einmal nach einem streng wissenschaftlichen, dem es nur darauf ankommt, zu erklären, was Wert ist, und nach einem ideologischen, der bestimmen will, was Wert sein soll. Im einen Fall ist der Wert eine auf Grund wissenschaftlicher Prämissen festgestellte Tatsache, im anderen eine weltanschaulich-ethische Forderung, ein Postulat. So entstanden tatsächlich „auf der einen Seite Theorien über das, was den Wert bestimmen sollte; das sind bei allen denen, welche die Wirklichkeit entsprechend einem Ideale umgestalten wollen, die objektiven Werttheorien; auf der anderen Theorien über das, was wirklich den Wert bestimmt; es sind die subjektiven Werttheorien“². Das Schicksal der historischen Entwicklung der Wertlehre stand damit in enger Verknüpfung mit dem der Wissenschaft überhaupt. Solange diese im Banne einer religiösen Morallehre stand, waren einer vorurteilslosen und zweckfreien Betrachtung der Wirklichkeit die Tore verschlossen. Bis zum kräftigen Durchbruch des modernen wissenschaftlichen Geistes lag es damit unter dem vorherrschenden moralphilosophischen Standpunkt auf der Hand, dass die Wertlehre sich den philosophischen Zeitströmungen anpasste, und dass die objektivistische Begründung im Vordergrunde stand.

¹ Morgenstern, Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil), pag. 4.

² Brentano, Die Entwicklung der Wertlehre (Sitzungsberichte der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften), München 1908, pag. 7.

Damit war aber die Möglichkeit einer subjektivistischen Wertlehre nicht völlig ausgeschlossen, denn es konnten die auf dem Boden philosophischer Anschauungen gewonnenen Erkenntnisse mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Dieser Fall tritt gerade bei Aristoteles, der sich in seiner Ethik mit dem Tausch auseinandersetzt, auf. „Über den Tauschverkehr spricht Aristoteles vom Standpunkt des Moralphilosophen aus und wendet sich zur Frage nach dem Grund des Tauschwertes im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen über das Wesen der Gerechtigkeit“¹. Er sucht dabei unter diesem Gesichtspunkt nach einem Gegenstand, der das Mass alles anderen sein kann, und er glaubt dieses Mass in den menschlichen Bedürfnissen zu finden. Für ihn verlangt nun die Gerechtigkeit beim Tausch, dass einer Leistung eine gerechte Gegenleistung entspricht. „Derjenige Preis also stellt sich als eine gerechte, verhältnismässige Vergeltung dar, den zu erlangen dem Empfänger zuvor ein ebenso intensives Bedürfnis gewesen war wie dem Vertragspartner die Erlangung des anderen Guts“². Vom Standpunkt eines Moralphilosophen aus, der durchaus nicht nur feststellen will, wie tatsächlich gewertet wird, sondern der lehren will, was ein gerechter Wert sein soll, kommt Aristoteles zu einer subjektivistischen Wertlehre, und er betont auch ausdrücklich, „dass es kein Hindernis dieser Gleichheit sei, wenn das Werk des einen kostbarer sei als das des anderen“³. Damit wird der subjektive Gebrauchswert der Tauschkontrahenten auf dem Weg über die Intensität der beidseitigen Bedürfnisse für das objektive Austauschverhältnis von ausschlaggebender Bedeutung⁴.

¹ Kaulla, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien, Tübingen 1906, pag. 3.

² Ibid., pag. 4.

³ Brentano, l. c., pag. 9.

⁴ Kraus hat es sogar unternommen, die entscheidenden Grundgedanken der modernen subjektivistischen Grenznutzenlehre in den Schriften Aristoteles nachzuweisen (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 61. Bd., Tübingen 1905, pag. 573–593). Allein „es ist verfehlt, in jede gelegentliche Äusserung alles das hineinzuiinterpretieren, was spätere Zeiten an ähnlich klingende Sätze geknüpft haben“ (Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, Grundriss der Sozialökonomik, I. Abteilung, I. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1924, pag. 22). Die Stellung der antiken Schriftsteller gegenüber der Wirtschaftslehre

In der Grundhaltung gegenüber den Bedürfnissen und gegenüber dem äusseren Reichtum bleibt aber das aristotelische Schaffen durch den moralphilosophischen Standpunkt gekennzeichnet, und es fehlt eine theoretische Weiterverarbeitung der gewonnenen Grundgedanken. Die Lehre von der Tauschwirtschaft war für Aristoteles nur ein notwendiger Teil der Lehre von der allgemeinen Politik und vom Haushalt. Für ihn war ein gewisses Mass von äusserem Reichtum erwünscht, so wenn er den Zustand des staatlichen Zusammenlebens für den besten hält, in dem die Bürger von äusserer Not nicht bedroht leben können. Reichtum war für ihn nur nützlich als Mittel, nicht aber als Ziel. Eine Wandlung dieser Einstellung entstand schon im Altertum durch die Lehren der Epikuräer, die im menschlichen Streben nach Lust und Glückseligkeit sowohl ein faktisches als auch ein ethisches Prinzip sahen¹. Diese philosophischen Gedanken fanden aber keine Anwendung in der Wirtschaftstheorie, und die fruchtbaren Ansätze subjektivistischer Anschauung in der Antike waren zum Scheitern verurteilt, insbesondere als sich die Gelehrsamkeit der ausgehenden Antike und des Mittelalters auf die christlichen Theologen konzentrierte.

Das Christentum, ausgehend vom Sündenfall des Menschen, von einer Divergenz zwischen göttlicher Vernunft und Natur, war geradezu prädestiniert, einen ethischen Betrachtungsstandpunkt an die wirtschaftlichen Erscheinungen heranzutragen. Über die Schriften der Kirchenväter hinweg bis tief in das Mittelalter hinein wurde das literarische Schaffen durch die christliche Geisteswar in erster Linie noch vorwissenschaftlich: „Sie schrieben über wirtschaftliche Dinge nicht, um zu erklären, wie sie wirklich sind, sondern wie sie sein müssen, um den Anforderungen des Sittengesetzes und der Gerechtigkeit zu entsprechen“ (Brentano, I. c., pag. 10).

¹ „Wenn Epikur in der ἀταξία das Endziel sieht, so können wir, wenn wir wollen, darin jenen Zustand der Vollbefriedigung und Wunschlosigkeit erblicken, dem das menschliche Verhalten zustrebt, ohne es je erreichen zu können, und den grobmaterialistisches Denken in den Traumbildern des Paradieses und des Schlaraffenlandes zu umschreiben suchte“ (Mises, I. c., pag. 79). Dass es aber eine seichte Darstellung ist, die die Interpretation der Epikuräer durch die materialistische Umbiegung des Lustprinzips erfahren hat, legt neuerdings Whittaker (A History of Economic Ideas, New York-London-Toronto 1940, pag. 68) dar: „This, obviously, differs considerably from the gluttony or voluptuousness with which the name Epicurean is commonly associated“.

haltung beeinflusst und entscheidend bestimmt. Für die Wertlehre von besonderer Bedeutung wurde dabei die der christlichen Lehre entsprechende universalistische Betrachtungsweise: „Wer Preise erklären wollte, der sah auf der einen Seite die Menschheit, den Staat, den Stand, auf der anderen Seite hier die Gütergattungen und dort das Geld“¹. Der Einzelne mit der ihm eigenen Bedürfnisordnung und den mit seiner Individualität verknüpften Lebenszwecken hatte einem als Typus gedachten Normalmenschen zu weichen. Mit der Konstruktion dieses als Gattungsbegriff aufgefassten Menschen wurden die individuellen Bestimmungsgründe des Wertes überhaupt auf die Seite geschoben, indem die Schriftsteller sich nur noch dem objektiven Tauschwert zu wandten und ihn aus objektiven Elementen zu fixieren suchten. Das bei den Kirchenvätern aufgenommene Postulat, dass der Preis den aufgewendeten Kosten zu entsprechen habe, wurde im Mittelalter durch die Scholastiker in Verbindung gebracht mit den ins Abendland gelangten Lehrmeinungen des Aristoteles. Dabei ergaben sich bei Albertus Magnus und dessen Schüler Thomas von Aquin, die mit dem christlichen Gedankengut des gleichgearteten Menschen² operierten, widerspruchsvolle Verkettungen objektivistischer und subjektivistischer Erklärungsgründe. Diese mittelalterlichen Theologen konnten in ihrer Zeit widerspruchslös die These aufstellen, dass der gerechte Preis, das „*justum pretium*“, verlange, dass in den zum Austausch gelangenden Gütern gleiche Mengen von Arbeit und Kosten, „*labores et expensae*“, enthalten sein müssen und dass der Preis nicht über diesen Aufwendungen zu liegen habe, gleichzeitig aber postulieren, dass das Bedürfnis der Massstab des Wertes sei. Darunter verstanden sie jedoch nicht mehr, wie es noch Aristoteles getan hatte, den konkreten subjektiven Gebrauchswert für den Einzelnen, sondern einen abstrakten und normalen Gebrauchswert für die Menschen.

Die Ideen des „*justum pretium*“, des „Äquivalenzprinzips“, die

¹ Mises, l. c., pag. 81.

² Die ständische Gesellschaftsauffassung modifiziert nur die Idee des Normalmenschen, hebt sie aber nicht auf: sie macht das Mass dessen, was der Verkäufer einer Ware zu fordern berechtigt ist, von der Lebenshaltung seines Standes abhängig.

„Idee der Nahrung“ und des „standesgemässen Einkommens“, die man in der Regel mit dem Begriff der Scholastik in Zusammenhang zu bringen pflegt, dürfen aber nicht zu einem verallgemeinernden Urteil über die mittelalterliche Wert- und Preislehre verleiten. Die Wirtschaft liess sich auch in jener Zeit nicht in ein System von weltanschaulichen Fesseln sperren, sie forderte Konzessionen: die Abweichung vom hemmenden und starren Kostenprinzip. Es wäre verfehlt, zu behaupten, dass die mittelalterlichen Kirchengelehrten den Blick für die Realität nicht besaßen: „Die Scholastik beschäftigte sich nicht mit wirtschaftlichen Fragen um der Wirtschaftswissenschaft willen. Ihr Anliegen war vielmehr ein religiös-sittliches“¹, es ging ihnen „darum, eine auch volkswirtschaftlich haltbare Wirtschaftsethik aufzustellen“². Die landläufige Ansicht, die Scholastik habe es nur mit Begriffen zu tun gehabt, während „die realistische Erfassung der Wirklichkeit ihr nicht des Studiums wert erschienen sei, verallgemeinert zum mindesten allzu stark“³. Vor allem Buridanus und Oresmius sind zwei Interpretatoren des Aristoteles, die sich in der Wertlehre vom objektivistischen Gedankengut abwenden und sich wieder zum reinen subjektivistischen Erklärungsprinzip zurückfinden⁴. Ausgeprägt realistisch ist die Einstel-

¹ Höffner, Wirtschaftsethik und Monopole im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, Diss. Freiburg, Jena 1941, pag. 65 et s.

² Ibid., pag. 164.

³ Ibid., pag. 71. Vide auch Kaulla, der über die Scholastiker folgendes Urteil fällt: „Des Studiums wert erschien aber nur die Wissenschaft der Moral, nicht die realistische Erfassung der Wirklichkeit mit allen ihren moralischen Gebrechen“ (Kaulla, l. c., pag. 61). Dieser Auffassung widerspricht auch Arias: „Il n'est pas exact, ainsi que certains l'ont affirmé, qu'ils aient confondu de façon étrange le phénomène économique avec le phénomène moral; il est plutôt vrai... que la théorie du juste prix des théologiens... représente la réaction juridique et morale contre le prix économique et plus proprement contre le prix de monopole dont ces écrivains, s'ils ne le connaissaient pas de façon parfaite, n'ignoraient pas complètement les éléments constitutifs“ (Arias, Les précurseurs de l'économie monétaire en Italie, Davanzati et Montanari, Revue d'économie politique, 1922, pag. 741).

⁴ Buridanus ist der Autor folgender Sätze: „Nihil est bonum nisi per causas finales“, was dem Sinn entspricht, einem Gut nur im Hinblick auf einen menschlichen Zweck einen Wert zuzusprechen, und „valor rei non debet attendi secundum dignitatem rei, sed solum secundum indigentiam humanam“. Auf diese Schriftsteller konnten die späteren Subjektivisten zurückgreifen: „Ils pou-

lung des spätscholastischen Schriftstellers Molina, der mit aller Deutlichkeit für die freie Preisbildung auf dem freien Markt eintritt¹. Das Seinsollende stand insofern bei den Kirchengelehrten immer im Vordergrund, als sie auf eine anständige Wirtschaftsgesinnung hinwirkten. Wie aber das sittliche Handeln im Verkehr im konkreten Fall geartet sein sollte, konnte in einer allgemeinen Regel nicht festgehalten werden. Darauf gab die Offenbarung keine Antwort, und die Scholastiker erklärten deshalb, „man müsse sich an die Natur der Dinge halten“². Kennzeichnend für die scholastische Epoche blieb aber, wie schon für Aristoteles, die Stellung, die die Theologen dem Reichtum zuwiesen. Für sie war der äussere Reichtum wie im Altertum nicht Selbstzweck des menschlichen Handelns, sondern nur Mittel zur Erreichung höherer Zwecke³.

Die geistige Umwälzung, die seit den Kreuzzügen den Einzelnen sich immer stärker seiner Persönlichkeit bewusst werden liess, triumphierte aber mit der Zeit über die scholastische Tradition. Der christlichen Weltanschauung trat im Zuge der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung eine andere, verweltlichte entgegen. Die von religiösen Vorurteilen befreite Einstellung brach sich Bahn, als es nicht mehr Geistliche allein waren, die im Schrifttum auftraten, sondern Laien, die mitten im praktischen Leben standen. Italien, das in der wirtschaftlichen Entwicklung, im Fernhandel, im Verlagssystem, im Geld- und Kreditverkehr einen raschen Aufschwung erlebt hatte, war für die säkularisierten Gedankenströmungen der geradezu geeignete Boden. Im „Principe“ Macchiavellis fand der neue Zeitgeist seinen sichtbarsten Ausdruck. Der Florentiner wurde zum konsequenten Verkünder real-

vaient lire chez certains d'entre eux qu'il ne faut pas juger la valeur des choses sur leur valeur intrinsèque, car dans ce cas une mouche vaudrait plus que tout l'or du monde... Azorius entre autres écrit: 'C'est l'utilité des choses, le besoin qu'on en a qui constitue leur valeur, et non leur nature propre, car un cheval devrait valoir plus qu'une pierre précieuse' " (Morand, *La théorie psychologique de la valeur* jusqu'en 1776, thèse Bordeaux, Bordeaux 1912, pag. 100).

¹ Höffner, l. c., pag. 161.

² Ibid., pag. 66.

³ „Wealth, if at all, for the service of God said the religious teachers of earlier times“ (Whittaker, l. c., pag. 107).

politischer Einstellung. Das Bild seines Menschen entbehrte jeder sittlichen Haltung, der Einzelne und die individuellen Leitmotive, gleichgültig, ob sie sittlich gut oder schlecht waren, wurden von ihm als die realen Triebkräfte des menschlichen Handelns hervorgehoben. Der letzte Rest von Idealismus, der sich in der scholastischen Literatur erhalten hatte, musste mit Macchiavelli einem auf die Spitze getriebenen Realismus und Utilitarismus weichen. Mit der Akzentuierung der individuellen Ziele des menschlichen Handelns ging die vernunftmässige Erfassung des sozialen Lebens Hand in Hand: „Die historische Kontinuität mit der Scholastik verleugnet diese Epoche zwar nicht... Aber die neuen Fermente machten das sozialwissenschaftliche Denken nach und nach zu etwas anderem. Mit der Warnung, dass alle solche ... Sätze niemals strikte richtig sein können, darf man sagen, dass nun die soziale Welt, von den Früheren im Wesen als ein Geheimnis oder als selbstverständlich hingenommen, nun als ein mit natürlichen, im Gegensatz zu übernatürlichen, Erkenntnismitteln, die aus der Beobachtung und Analyse von Erfahrungstatsachen zu gewinnen seien, erfassbares Problem erschien“¹. Man darf aber im Individualismus und im Rationalismus, wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert zu entwickeln begannen, noch nicht eine ausgebaute Sozialphilosophie erwarten. Die sich ausbreitende Betrachtungsweise war für den praktisch Tätigen am naheliegendsten, sie lag „gleichsam am wissenschaftlichen Weg“².

Der Gedanke der Relativität aller Dinge gegenüber dem Menschen, der sich schon in der nominalistischen Philosophie des Mittelalters verkörpert fand, wurde nun mit Nachdruck auch auf das Ökonomische bezogen und hielt hier seinen Einzug mit der Betonung subjektivistischen Gedankengutes. Der Satz des Protagoras: „Der Mensch ist das Mass aller Dinge“, erfüllte sich vor allem mit einem ökonomischen Sinn, dessen Widerhall wir bei verschiedenen Autoren antreffen. Die wirtschaftlichen Abhandlungen wurden aus den umfassenden moralphilosophischen Systemen, wie es die „Summen“ der Scholastiker waren, herausgehoben und verselbständigt. Der neu aufbrechende wissenschaftliche

¹ Schumpeter, l. c., pag. 25.

² Ibid., pag. 26.

Geist begann sich von allen Vorurteilen zu lösen und im Zeichen realistischer Beobachtungen an die Fragen des sozialen Verkehrs heranzutreten. Das Streben nach Reichtum wurde mehr und mehr zum Selbstzweck¹. Der Individualismus begann in der Wertlehre gegenüber der universalistischen Betrachtung Oberhand zu gewinnen.

Der erste bedeutende Schriftsteller, der einen von ethischen Gesichtspunkten losgelösten, realistisch-wissenschaftlichen Massstab an das Wertproblem anlegte, war der Florentiner Kaufmann Bernardo Davanzati². Ein Zeitgenosse Jean Bodins, war er von der Frage nach den Gründen der herrschenden Teuerung im selben Mass wie sein französischer Zeitgenosse eingenommen. Er ging aber in seinen Betrachtungen mehr als Bodin über das Einzelproblem der Aktualität hinaus zu der allgemeineren Frage nach dem Wesen des Wertes und der Preisbildung überhaupt. Davanzati wurde für die werttheoretischen Gedanken Montanaris und für dessen geldtheoretische Auffassungen von primärer Bedeu-

¹ Vide Supino, *La scienza economica in Italia dalla seconda metà del secolo XVI alla prima del XVII*: „Il desiderio della ricchezza... non è più criticato partendo da preconcetti di morale ascetica e purista ereditati dai canonisti e dagli scolastici. Qui la ricchezza è considerata dal suo vero punto di vista, come quella che non solo ci dà il vero mezzo di soddisfare i bisogni più necessari, ma che quando è posseduta in maggiori proporzioni ci dà adito a procacciarsi quanto occorre per la vita civile, a soddisfare bisogni più nobili ed elevati. Il desiderio della ricchezza diventa allora un desiderio giusto, diventa il desiderio istintivo nell'uomo di vivere e di migliorare la propria posizione sociale" (*Memorie della Reale Accademia delle scienze di Torino, serie seconda, tomo XXXIX, Torino 1889, pag. 164*).

² Bernardo Davanzati wurde am 30. August 1529 in Florenz geboren. Er absolvierte den üblichen Lehrgang der schönen Künste und trat dann zur praktischen Tätigkeit in den Fern- und Grosshandel ein. Nach einem Auslandaufenthalt in Lyon verblieb er ständig in seiner engeren Heimat, wo er verschiedene öffentliche Ämter und Würden bekleidete. Er starb am 29. März 1606. Berühmt ist seine italienische Tacitusübersetzung. Er war dazu durch einen französischen Literaten angeregt worden, der sich herablassend über die Ausdrucksfähigkeit der italienischen Sprache geäussert hatte. Daneben verfasste er eine historische Abhandlung über das englische Schisma unter Heinrich VIII., eine Schrift über den toskanischen Landbau, dann die „Lezione delle monete" (1588), und die „Notizie dei cambi", eine Darlegung der Technik und zum Teil auch der Ökonomik des Wechselverkehrs.

tung. Von ökonomischem Interesse sind seine „Lezione delle monete“ und die „Notizie dei cambi“. Auf wenigen Seiten versucht Davanzati in der „Lezione delle monete“ eine nach einem Erklärungsprinzip aufgebaute Geldlehre zu entwickeln. Er geht zurück auf die Grundlagen der wirtschaftlichen Tätigkeit und versucht, seine geldtheoretischen Auffassungen organisch in eine allgemeine Gebrauchswertlehre einzufügen.

Die Bedürfnisse des Menschen sind für Davanzati der Ausgangspunkt allen wirtschaftlichen Handelns. Das arbeitsteilige Zusammenleben der Menschen ermöglicht und erleichtert die Bedarfsdeckung der Einzelnen: „Questo nostro corpo mortale... fu fatto... di nobilissima complessione, delicato e tenero e gentile, ignudo e disarmato all'offese delle stagioni e delle fiere, e perciò bisognoso di molte cose, le quali niuno potrebbe procacciarsi da sè, onde noi viviamo nelle città per aiutarci l'un l'altro diversamente, per diversi uffici e gradi ed esercizi“¹. Die Arbeitsteilung ist für ihn eine Notwendigkeit, weil sie die Bedarfsdeckung überhaupt erst möglich macht und weil sie die Produktivität fördert. Sie ist eine notwendige Folge der verschiedenen Veranlagungen und Fähigkeiten der Menschen und der natürlichen Bedingungen der Produktion: „Ma perchè non ogni uomo nasce atto ad ogni esercizio, ma ciaschedun'ad uno, nè ogni clima produce ogni frutto della terra... quindi è che l'un uomo lavora e s'affatica non per sè solo, ma per gli altri ancora, e gli altri per lui; e l'una l'altra città, e l'uno l'altro regno condisce del suo soverchio, ed è fornito del suo bisogno“²; aus diesen persönlichen und natürlichen Bedingungen der Produktion erklärt sich Davanzati die natürliche Zunahme des Verkehrs zwischen den einzelnen Wirtschaftssubjekten und zwischen den Volkswirtschaften; der Handel ist der Mittler des Verkehrs, er ist der Austausch des Überflüssigen gegen das Notwendige. In dieser knappen, nahezu selbstverständlichen Formulierung deutet hier Davanzati als erster ökonomischer Schriftsteller diese für die subjektivistische Wertlehre entscheidende, ja sie geradezu bestimmende und kennzeichnende Erkenntnis an. Er ist sich

¹ Lezione delle monete, ed. Custodi, parte antica, tomo II, Milano 1804, pag. 22.

² Ibid., pag. 22 et s.

der Bedeutung dieser Aussage nicht bewusst und unterlässt es auch, weitere Folgerungen und theoretische Ableitungen daraus zu gewinnen. Dem Handel misst er eine zentrale Stellung zu, denn durch die Zunahme des Verkehrs auf Grund der Mittlerrolle des Handels war es möglich, den Zustand der Selbstversorgung zu überwinden: „... così tutti i beni di natura e d'arte sono accomunati e goduti per lo commercio umano“¹. Auf den niederen Stufen der Entwicklung bestand noch der Naturaltausch, wie es zu seiner Zeit bei noch weniger entwickelten Völkern der Fall war: „... prima fu baratto semplice di cose a cose, come ancor oggi è tra quelle genti che non hanno coltura civile“².

Das wirtschaftliche Handeln der Menschen steht für Davanzati unter einem obersten, leitenden Prinzip: „Tutti gli uomini travagliano per esser felici, la felicità credon trovare nel soddisfare a tutte lor voglie e bisogni“³. Dies ist das hedonistische Prinzip, das als Leitmotiv des menschlichen Handelns zum erstenmal von Davanzati formuliert ist: die Menschen streben nach der Glückseligkeit, die sie in einem Zustand der höchsten Bedürfnisbefriedigung verwirklicht glauben. Für ihn ist dieses Verlangen nach Maximalbefriedigung eine Tatsache, eine aus seiner praktischen Tätigkeit gewonnene Erfahrung, ein realistisch festgehaltener Grundsatz. Erst auf dieser betonten Hervorhebung der individuellen Ziele des menschlichen Zweckstrebens war es möglich, eine fest im Ökonomischen verwurzelte, subjektivistische Wertlehre aufzubauen. Das Bedürfnis und der Wunsch, die aus dem Streben nach grösstmöglicher Bedürfnisbefriedigung entstehen, werden auf diesem Weg zum alleinigen Massstab, mit dem der Güterwert bestimmt wird. Der subjektive Gebrauchswert ist für Davanzati so gross, wie intensiv das Bedürfnis nach dem zu erlangenden Gut ist. Der Wert eines Quantums Wasser ist so gross, wie der Durst des Bedürfenden, „perochè si gode tanto del bere, quanto è grande la sete“⁴. Er betont in erster Linie die Variabilität der Bedürfnisse des Einzelnen, und um keinen Zweifel daran aufkom-

¹ Ibid., pag. 23.

² Ibid., pag. 23.

³ Ibid., pag. 32.

⁴ Ibid., pag. 33.

men zu lassen, dass er mit dem Begriff Bedürfnis irgend etwas Lebensnotwendiges meint, ergänzt und verstärkt er diesen immer durch den Begriff des Wunsches: „La voglia dall'appetito e dal gusto, il bisogno dalla natura, stagione, grado, luogo, eccellenza, rarità e abbondanza prendon misura con perpetuo variare“¹. Jeder Gedanke an eine dem Menschen fest gegebene Bedürfnisordnung auf moralphilosophischer Basis ist aufgegeben, der individualistisch-utilitaristische Geist, der schon im „Principe“ Machiavellis mit aller Betonung zum Ausdruck gekommen war, ist mit Davanzati auf das Ökonomische übertragen.

Trotzdem es Davanzati gelingt, in der Darstellung den Grundstein für eine ökonomische, subjektivistische Wertlehre zu legen, bleibt er in einer Fragestellung noch an den überlieferten Anschauungen haften. Indem er nämlich das Wesen des Geldes untersucht und dabei auf den Geldwert zu sprechen kommt, fragt er im Tone eines nach der ethischen Seite ausgerichteten Werturteils: „Un vitel naturale è più nobile ch'un vitel d'oro, ma quanto è pregiato meno? Un uovo, ch'un mezzo grano d'oro si pregia, vlev'a tener vivo il Cont'Ugolino nella torre della fame ancor il decimo giorno, che tutto l'oro del mondo no'l valeva. Che più a nostra vita importa che'l grano? Nondimeno diecimila granella oggi si vendon un gran d'oro“². In diesen Beispielen, die lebensnotwendige Güter weniger wertvoll als das für die Lebensfristung nicht verwendbare Gold erscheinen lassen, die nützlichere Güter weit geringeren Tauschwert als gattungsmässig weniger nützliche haben lassen, sieht aber Davanzati keinen Zufall und keine Verletzung einer geltenden Regel; sie sind das Resultat menschlicher Wertschätzungen, die aus dem subjektiven Gebrauchswert entstehen: „Ma com'è ciò che cose per natura sì valenti vagliono sì poco oro? E da che radice dipende, che una cosa vaglia tanto più delle altre, più tosto che tanto, o tant'oro più tosto che cotanto? Domin s'ella fosse questa per avventura?“³. Gestützt auf diese von ausserökonomischen Gesichtspunkten getragene Fragestellung vermag er seine werttheoretischen Gedanken deutlicher zu formulieren.

¹ Ibid., pag. 33.

² Ibid., pag. 31 et s.

³ Ibid., pag. 32.

Mit dieser Problemstellung hat Davanzati der Nützlichkeit einen wertbegründenden, aber noch keinen wertbestimmenden Platz eingeräumt. Für die Höhe der Wertschätzung wird erst die Seltenheit zum konstitutiven Faktor. Ausschlaggebend für den subjektiven Gebrauchswert wird die relative Wertschätzung des Gutes im Vergleich zu einem konkreten Bedürfnis, das heisst sein konkreter Nutzen, nicht aber eine abstrakt gedachte Nützlichkeit. Die Relativität der Wertschätzung und des Nutzens bringt er mit einigen Beispielen zum Ausdruck. Er vermag noch nicht zu theoretischen Formulierungen dieser Tatsache vorzustossen. Wir dürfen aber seine Absicht dahin interpretieren, dass er damit nachzuweisen versucht, dass die relative Seltenheit und der relative Überfluss für die Höhe der Wertschätzung massgebend sind. „L'acqua è ottima... e senza lei mal si vive, ma perchè ella a tutti abbonda, con ragione Geremia si lamentava che la beevan' essi a prezzo. Schiffissima cosa è il topo, ma nell'assedio di Casilino uno ne fu venduto 200 fiorini per lo gran caro, e non fu caro, poichè colui che'l vendè moriò di fame e l'altro scampò“¹. Diesen beiden klassischen Illustrationsbeispielen für die Relativität der Wertschätzung, insbesondere dem Beispiel der Ratte von Casilinum, werden wir auch bei Montanari und bei den späteren subjektivistischen Autoren wieder begegnen.

Mit diesen im Prinzip angedeuteten Gebrauchswertgedanken hat Davanzati den Schlüssel für die Erklärung der Preise gefunden. Die Preishöhe bildet sich nach der geringeren oder grösseren Nachfrage und nach dem Angebot, die mit den Verhältnissen des Ortes und der Zeit sich verändern. Die Nachfrage und das Angebot variieren auf Grund des ständigen Wechsels der Wertschätzungen des Preisgutes und des Tauschgutes durch die Kontrahenten, die Preise sind damit fortwährenden Veränderungen und Schwankungen unterworfen: „Vasi, pietre, statue, pitture ed altre morbidezze sono state comperate dismisurati prezzi dalla superbia umana, perchè coloro tanta parte di lor beatitudine trovaron in quelle, che lor valeva quel tanto oro. Similmente gli uomini del Perù barattavano da prima a pezzi d'oro uno specchio, un ago, un sonaglio, perchè di questi a loro nuovi e maravigliosi facevan più festa

¹ Ibid., pag. 33 et s.

e più beatitudine traevan che di quell'oro onde abbondavano"¹. Wenngleich eigentliche preistheoretische Gedanken im weiteren bei Davanzati fehlen, so ist es ihm doch gelungen, nachzuweisen, dass der objektive Tauschwert nur über die subjektiven Wertschätzungen der individuellen Wirtschaftssubjekte und nicht über eine abstrakte Klassifikation der Güter erklärt werden kann. Die weiteren Ausführungen Davanzatis zur Preislehre sind quantitativstheoretischer Natur. Wir werden im Zusammenhang mit seiner Geldlehre darauf hinzuweisen haben.

Mit Davanzati war der Weg für eine subjektivistische Werttheorie geebnet. Seinem Nachfolger Montanari blieb es vorbehalten, die nur andeutungsweise vorgetragenen und noch lückenhaften Gedanken zu einem geschlosseneren Ganzen zusammenzufassen².

2. Die Werttheorie

Die Werttheorie wird von Montanari nicht als eine Untersuchung selbständigen Charakters vorgetragen, vielmehr finden sich die werttheoretischen Gedanken in verschiedenen Kapiteln, und zwar vor allem im Zusammenhang mit Ausführungen über den Wert der Edelmetalle. Die Entstehung der Werttheorie ist bei ihm aus der Behandlung des Geldes zu erklären. Fast durchweg fanden die frühen Theo-

¹ Ibid., pag. 35.

² Galiani wird in seinem „Della moneta“ Davanzati verschiedentlich heftig angreifen und ihn geradezu lächerlich machen. So wird er ihm vorwerfen, das Wesen der Wertschätzung total verkannt zu haben: „Tra molti scrittori ch'ebbi in mira allora di biasimare per avere sconciamente scritto sulla moneta (damit meint Galiani auch die Wertlehre) e che malgrado ciò si trovavan citati quasi avessero autorità, si dicesse particolarmente il mio pensiero a Bernardo Davanzati. Il Davanzati scrisse... una lezione accademica sulle monete in basso volgar fiorentino... Non migliori dello stile sono i suoi insegnamenti“ (Galiani, *Della moneta*, ed. Custodi, parte moderna, tomo III, Milano 1803, pag. 261 et s.; dieser Satz findet sich in der Erstausgabe nicht). Dem Spötter gab schon Custodi die richtige Antwort: „...malgrado la derisione che ne fa il Galiani per abituale maldicenza, questo Trattato otterrà sempre un rango distinto nell'estimazione dei dotti... Le qualificazioni ingiuriose in qualunque circostanza non sono mai ragioni, e allorchè si usano coi morti, sono prova di viltà“ (Custodi, *Scrittori classici*, parte antica, tomo II, pag. 7 et s.).

retiker, und Montanari macht darin keine Ausnahme, den Zugang zur Wertlehre über die Diskussion um die Edelmetalle. Noch bei Galiani überwiegt das Hauptthema des Geldes das des Wertes. Trotzdem aber bei Montanari eine nach den Anforderungen der modernen Systematik aufgestellte Werttheorie fehlt, fassen wir die von ihm an verschiedenen Stellen dargelegten Gedanken in einem gesonderten Abschnitt zusammen. Wir dürfen ihm, der erst an der Schwelle der Wissenschaft stand, keinen Vorwurf daraus machen, dass er eine nach modernen Gesichtspunkten ausgerichtete Ordnung des Stoffes noch nicht kannte.

Ebenso wenig wie eine strenge Systematik dürfen wir von Montanari eine wissenschaftliche Terminologie verlangen. Die an die praktischen Fragen anknüpfenden Schriftsteller jener Epoche übernahmen die Begriffe mit feststehender Bedeutung aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Der Alltagsgebrauch des Begriffes „Wert“ kümmerte sich dabei nicht um die inneren Vorgänge, die der Werthschätzung zugrunde lagen, sondern nur um das objektive Resultat, um den äusseren Ausdruck des Wertes im sozialen Verkehr. „So gebraucht die ältere Jurisprudenz *valor* im Sinne von Kaufkraft und *pretium* als Bezeichnung für das, was man durch Hingeben der Sache an Gütern (meist an Geld) empfängt... Die Kaufkraft des Geldes wurde gleichfalls *valor* genannt. Naturgemäss wurden die beiden Begriffe *valor* und *pretium* bei dieser Auffassung fast gleichbedeutend“¹. Wir stossen auch bei Montanari nicht auf eine klare begriffliche Unterscheidung dieser Worte, indem „*valore*“ und „*prezzo*“ verschiedentlich als synonyme Ausdrücke Verwendung finden. Trotzdem können wir im Einzelfall der Anwendung, im konkreten gedanklichen Zusammenhang, genau feststellen, was Montanari mit dem betreffenden, doppelsinnig verwendbaren Begriff zum Ausdruck bringen wollte. Es bleibt damit unsere Aufgabe, aus dem jeweiligen gedanklichen Zusammenhang den bestimmten Begriffsinhalt zu deuten.

Im Endresultat kommt es Montanari auf die Erklärung der Preiserscheinungen, der sichtbaren und konkreten Elemente in der Verkehrswirtschaft, an. Wie wir schon angedeutet haben, ist es nun nichts als eine Frage der Zweckmässigkeit, wie die Preistheorie auf-

¹ Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Lehre, Leipzig 1889, pag. 10 et s.

zubauen ist, ob mit oder ohne eine vorhergehende Werttheorie¹. Jedenfalls stellt Montanari für das Verständnis der Preisbildung selbständige werttheoretische Gedanken in den Vordergrund, indem er nach dem Sinn und den Motiven des menschlichen Handelns fragt. Dem wissenschaftlichen Gehalt nach misst er damit der Wertlehre eine zentrale Bedeutung zu. Sie ist für ihn der Schlüssel zum Verständnis aller anderen wirtschaftlichen Erscheinungen und wird zum Prinzip, von dem aus sich diese einheitlich erklären lassen. Die Werttheorie kommt damit auf eine andere Ebene als die übrigen ökonomischen Lehren zu stehen, denn sie dient „in der Hauptsache gar nicht der Erklärung von wirtschaftlichen Tatbeständen, sondern der Gewinnung von Erklärungsprinzipien für eine solche wissenschaftliche Leistung“².

Für Montanari handelt es sich in der Wertlehre nicht darum, Psychologie zu treiben, sondern es geht ihm allein um das Verständnis des menschlichen Handelns, insoweit es sich als Tatsache aus der Beobachtung und Erfahrung ergibt: „Gegenstand der Psychologie sind die Vorgänge in unserem Inneren, die zu einem bestimmten Handeln führen oder führen können; Gegenstand unserer Wissenschaft ist das Handeln selbst“³. Es ist für die ökonomische Werttheorie ganz gleichgültig, welcher Art die menschlichen Wertschätzungen sind, sie hat ihnen neutral gegenüberzustehen und sie als gegebene Grössen anzusehen, ohne nach ihrer Verursachung zu fragen und zu forschen. „Den letzten gemeinsamen Wurzeln dieser Anerkennung nachzuspüren, ist Aufgabe der Psychologie“⁴, meint Böhm-Bawerk

¹ Wir können uns mit der modernen Problematik, die sich im Anschluss an die neubritisch-österreichische Fassung der Wertlehre, und dem Kampf, der der Werttheorie angesagt worden ist (erwähnt seien nur Dietzel, Liefmann, Cassel), hier nicht befassen. Wir können nur die Feststellung machen, dass man in der theoretischen Sozialökonomie, wo es um die Erklärung des menschlichen Handelns geht, auf eine werttheoretische Grundlage nicht verzichten kann. Eine blossе Begriffsänderung oder die Methode des „Immer daran denken, nie davon reden“ sind kein wissenschaftliches Prinzip (Weiss, Art. „Wert“, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 8. Bd., Jena 1928, pag. 1014).

² Back, Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre, pag. 93.

³ Mises, Nationalökonomie, Genf 1940, pag. 12.

⁴ Böhm-Bawerk, Art. „Wert“, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 8. Bd., Jena 1928, pag. 989.

und formuliert seine Auffassung folgendermassen: die Volkswirtschaftslehre „erklärt so wenig wie irgend eine andere Wissenschaft die ihrem Gebiet angehörigen Tatsachen bis zu Ende, sondern sie löst nur ein Stück des Kausalzusammenhanges, der die Erscheinungen der Dinge verbindet, und überlässt es anderen Wissenschaften, die Erklärung fortzusetzen“¹. Es handelt sich in der Werttheorie um einen Schnittpunkt zweier Wissenschaften; Wieser sieht in ihr eine Frage der angewandten Psychologie².

Montanaris Abstraktionsvermögen ist nicht soweit entwickelt, als dass er als Ausgangspunkt seiner werttheoretischen Betrachtungen einen isolierten Menschen als Erkenntnisobjekt wählen könnte. Es sind bei ihm die Menschen in ihren sozialen Beziehungen, die Wertschätzungen anstellen. Wenn er aber auf diese Art und Weise von den Menschen als einem Gattungsbegriff spricht, so hat er dabei nicht einen bestimmten Menschentypus universalistischer Prägung vor Augen, sondern jeden einzelnen Menschen, so wie er in seinem konkreten Milieu tatsächlich wirtschaftet. So ist denn Montanari in seinem methodologischen Vorgehen dem individualistischen Gedankengut verpflichtet, und zwar in einem bis in die letzte Konsequenz vertretenem Sinne. Die Werttheorie hat nämlich nicht nur vom Individuum auszugehen, sondern von einem Individuum eigenster Art und Prägung. Der Einzelne ist für Montanari kein Mensch, der in ein starres Schema gebracht werden kann, dessen Wertschätzungen nach einem Massstab objektiver Rationalität erfolgen. Das Wirtschaftssubjekt hat in seiner Auffassung mit der Idee des homo oeconomicus nichts gemein, sondern ist eine einmalige, nur aus sich selbst heraus zu verstehende, eigenartige Erscheinung. Jeder Einzelne setzt sich seine Werte auf Grund seiner eigenen Individualität. Dieser methodologische Individualismus, den wir hervorheben, hat mit der Auffassung individualistischer Wirtschaftspolitik nichts Gemeinsames. Der Individualismus als sozialphilosophisches Problem begegnet uns bei Montanari nicht. Für alle seine theoretischen Ableitungen bildet zwar die völlige Freiheit der Einzelnen die methodo-

¹ Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, I. Abteilung (Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien), 3. Aufl., Innsbruck 1914, pag. 272.

² Wieser, Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes, Wien 1884, pag. 39.

logische Voraussetzung, sie ist aber nirgends wirtschaftspolitische oder ideologische Forderung. Dieser methodologische Individualismus hebt den Gedanken, auf den wir schon hingewiesen haben, dass die Wertschätzungen der Individuen durch soziale Bedingungen entscheidend mitbestimmt sind, nicht auf. Die sozialen Einwirkungen behalten ihre volle Wirksamkeit, aber „der Weg des verstehenden Erklärens muss stets durch das Verhalten der Individuen, der ‚Atome‘ der Gesellschaft, hindurchführen (Max Weber)“¹.

Indem für Montanari das Streben nach Lust und die Vermeidung von Unlust die treibenden individuellen Kräfte des Handelns sind, stösst er auf die primäre Bedeutung des Bedürfnisses als einer Empfindung von Mangel und Unbefriedigtsein und des Verlangens darnach, es im Handeln zu beseitigen. Auf diesem Weg wird alle Güterschätzung „nichts als ein Widerschein einer ursprünglicheren Schätzung, die wir den Lebens- und Wohlfahrtszwecken entgegenbringen, zu deren Erreichung die Güter uns dienen“². Dass das Bedürfnis die treibende Kraft ist, und dass aus diesem heraus der Anstoss zum Handeln kommt, leitet Montanari nach cartesianischer Methode ab. Diese Erkenntnis ist ein letzter, unzerlegbarer Satz, eine Evidenz. Er greift in diesem Zusammenhang zur Interpretation des Aristoteles, der schon im Altertum auf die primäre Bedeutung des Bedürfnisses gestossen war: „... Aristotile, dopo aver pronunziato francamente che ‚nummus omnia metitur‘ e che ‚pecunia obediunt omnia‘, soggiunge poco dopo, ch'era necessario per l'umano commercio ‚ut una re aliqua ponderanda et aestimanda essent omnia, idque revera indigentia est, qua omnia continentur‘, e ne rende la ragione ben evidente: ‚Etenim, si nullo egerent homines, aut non eodem modo profecto, aut nullum, aut certe non idem pactum conventumque intercederet“³. Wenn die Menschen keine Bedürfnisse und keine Wünsche empfinden würden, so hätten sie überhaupt keinen Anlass, zu handeln. Das Bedürfnis allein kann somit Ausgangspunkt und Entstehungsgrund aller wirtschaftlichen Beziehungen unter den Menschen sein. Das Bedürfnis wird dabei aber nicht nur zur Grundlage des Handelns, sondern zugleich auch zum Massstab des Ge-

¹ Weiss, l. c., pag. 1012.

² Böhm-Bawerk, Art. „Wert“, pag. 989.

³ Della moneta, pag. 42.

brauchswertes. Mit der Intensität des Bedürfnisses ist zugleich auch das Mass der Wertschätzung gegeben: „Sono adunque i desideri degli uomini misura del valore delle cose... non altro essendo, a chi ben considera, il valore delle cose che la stima che ne facciamo secondo il bisogno e desiderio nostro“¹.

Nachdem Montanari mit dieser Ableitung und Interpretation den subjektivistisch-individualistischen Ausgangspunkt der Wertschätzung festgehalten hat, kann er sich der Untersuchung dessen, was unter einem Bedürfnis verstanden wird, näher zuwenden. Seine Bedürfnislehre entwickelt er an Hand des durch die mittelalterlich-lateinische Formulierung geschaffenen Begriffes der „indigentia“. Wir haben schon festgehalten, wie die antiken und mittelalterlichen Schriftsteller in bezug auf den Tausch, den Reichtum und die Bedürfnisse von einer moralphilosophischen Geisteshaltung getragen waren. Dabei konnten allerdings schon bei den Scholastikern, zum Beispiel bei Buridan, Äusserungen festgestellt werden, die darauf hinweisen, dass sie die „indigentia“ ohne irgend welche Einschränkungen verstanden und darunter jedes beliebige Bedürfnis subsumiert wissen wollten². Mit Montanari wird dieser Schritt, den auch Davanzati mit aller Deutlichkeit schon gemacht hatte, entschieden und konsequent ausgeführt. In klaren und unzweideutigen Formulierungen und nicht allein an Hand von Beispielen, zieht Montanari gegenüber einer moralphilosophischen Betrachtung der Bedürfnisse einen endgültigen Strich, indem er seine Bedürfnislehre jeglichen Vorurteils entkleidet.

In der italienischen Übersetzung hatte der Begriff der „indigentia“ als „indigenza“ völlig den Sinn von Armut und Bedürftigkeit angenommen. Die „indigenza“ war der Bedarf des Armen, die ihr entsprechenden Bedürfnisse die lebensnotwendigen, die nackten Existenzbedürfnisse. Auf der anderen Seite kannte der Sprachgebrauch die Luxus- oder Kulturbedürfnisse, die über-

¹ Ibid., pag. 43.

² Vide Morand, l. c., pag. 104 et s.: „Buridan parle de l'*indigentia* du vin qui est plus ou moins grande suivant la récolte, il ne s'agit donc pas ici de choses absolument nécessaires et les mots 'plus ou moins grande suivant la récolte' nous indiquent qu'il ne s'agit pas d'un besoin au sens strict, car un tel besoin varie uniquement d'après l'état du sujet, et non d'après des causes extérieures“.

flüssigen Bedürfnisse, „bisogni voluttuosi“. Gegen die Verwendung dieses Vorurteils in der Stellungnahme zu den Bedürfnissen lehnt sich Montanari auf. Es ist ihm wohl bewusst, dass die meisten Bedürfnisse von der Lebensnotwendigkeit weit entfernt sind, dass sie nur als Ausdruck einer gehobeneren Lebenshaltung und Kultur erscheinen. Deswegen sind sie aber nicht als überflüssige aus dem Kreis der Bedürfnisse auszuschneiden: „Vero è che il nome *d'indigenza* pare che strettamente importi il bisogno delle cose necessarie solamente, onde quel desiderio che avrei io d'un quadro di Tiziano non possa dirsi propriamente ed in istretto significato d'indigenza“¹. Aus seiner Darstellung geht deutlich hervor, wie beim Laien seiner Zeit die Grundhaltung gegenüber den Bedürfnissen immer noch durch metaökonomische Auffassungen gekennzeichnet war. Für Montanari selbst kam aber nur die vorurteilsfreie, unter dem Prinzip des menschlichen Handelns betrachtete Interpretation der „indigenza“ in Frage. Nur auf den wissenschaftlichen Nachweis, ob die Unterscheidung der lebensnotwendigen und der durch den Luxus bedingten Bedürfnisse, die nur aus dem Wunsch, dem Geschmack und der Liebhaberei entspringen, aufrecht zu erhalten wäre, kam es ihm an.

Des Problem des Luxus stand zur Zeit Montanaris unter anderen Voraussetzungen, als es im Mittelalter noch der Fall gewesen war. Damals war die Erscheinung des Luxus standesrechtlich festgelegt und obrigkeitlich sanktioniert, der Luxus kam in der dem Stand entsprechenden Lebenshaltung zum Ausdruck. Diesen Aspekt hatte der Luxus nun weitgehend geändert, indem er aus den standesrechtlichen Formen herausgetreten und immer mehr zu einer individuellen Erscheinung geworden war. Musste damit ein mittelalterlicher Autor zu einer Bejahung des standesgemässen Luxus gelangen, so war das Eintreten für Luxus, den nicht notwendigen konsumtiven Aufwand, für einen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts nicht zum vorneherein gegeben. Montanari stand aber bei seiner subjektivistisch-individualistischen Einstellung keine andere Möglichkeit offen, als zunächst rein theoretisch zu einer Befürwortung des Luxus zu gelangen. Er stellt es als völlig unmöglich hin, ohne ein Vorurteil eine objektive Grenze zwischen lebensnotwendigen und überflüssigen Bedürfnissen zu ziehen. Wie sollte es möglich sein, wissen-

¹ Della moneta, pag. 43.

schaftlich die Grenzen der Notwendigkeit aufzuzeigen, nach welchem Kriterium sollte die Überflüssigkeit nachgewiesen werden können? „...chi volesse all'indigenza delle cose... così angusti confini costituire, ben difficil cosa sarebbe... determinare i confini stessi a cotali indigenze, indicando sin dove si estende la pura necessità degli uomini e di dove incominciano i loro desideri stessi ad essere voluttuosi“¹. Wissenschaftlich feststellen lässt sich nur, dass wir gewohnt sind, alles das als Bedürfnis zu betrachten, was wir zur Behebung eines Unbefriedigtseins wünschen, und dabei können die Güter, die dem einen überflüssig und als Luxus erscheinen, dem anderen notwendig sein: „...mentre pur troppo siamo costumati a dire di aver bisogno di tutto ciò che, non l'avendo, desideriamo, e le cose stesse ad uno possono dirsi voluttuose e superflue, che ad un altro saranno necessarie ed oneste“². Der einzelne Mensch ist in der Auffassung Montanaris in allererster Linie ein konkret geartetes Individuum, das nicht nach einem allgemeinen, gleichartigen, objektiven Massstab urteilt und Bedürfnisse empfindet, sondern sich seine eigenen, durch die Individualität bestimmten Lebenszwecke setzt und mit verschiedenen Wertschätzungen der äusseren Welt gegenüber tritt.

Unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Handelns betrachtet, ist somit für Montanari eine Aufteilung und prinzipielle Scheidung der Bedürfnisse unmöglich und in ihrer ökonomischen Bedeutung auch irrelevant. Alle Bedürfnisse, seien es nun die lebensnotwendigen Existenzbedürfnisse oder die einzig dem Wunsch, dem Geschmack und der Liebhaberei entspringenden Bedürfnisse, deren Grundlage im menschlichen Streben nach grösstmöglicher Bedürfnisbefriedigung zu suchen ist, haben grundsätzlich den gleichen Entstehungsgrund und sind damit auch auf den gleichen Nenner zu bringen. Ihre letzte gemeinsame Wurzel ist das Streben nach dem Zustand höchsten Wohlbefindens. Auf die Wertschätzung wirken alle Bedürfnisse nach den gleichen Prinzipien und sind in genau der gleichen Art und Weise wertbestimmend. Diese in der rein theoretischen Ableitung gewonnene Stellung versucht er gleich mit einem Hinweis auf die praktische Bedeutung und Wir-

¹ Ibid., pag. 43 et s.

² Ibid., pag. 44.

kung des menschlichen Bedürfnislebens zu untermauern und zu verteidigen. Seiner Auffassung nach sind nämlich die Luxusbedürfnisse nicht nur wegen der Unmöglichkeit einer allgemeingültigen Grenzziehung von den notwendigen nicht zu scheiden, sondern der Luxus als grosser konsumtiver Aufwand, vor allem der vermögenden Schichten, übt darüber hinaus eine befruchtende Wirkung auf das Wirtschaftsleben aus, da viele Handwerker, Arbeiter und Handeltreibende durch diesen umfangreichen Aufwand ihr Einkommen finden und mit ihrer eigenen Nachfrage dann selbst wieder Arbeitsgelegenheiten schaffen. Eine ausserökonomische Betrachtung lehnt Montanari vom praktischen Standpunkt aus dem Grund ab, weil die Arbeitsfreude und die Produktion gelähmt würden. Als krasses Beispiel zitiert er Diogenes, der mit der spärlichsten Unterkunft und Lebenshaltung auszukommen trachtete. Folgt man aber alle seinem Beispiel, so wäre bald nicht einmal das bitter Notwendigste zur Verfügung gestanden, und auch Diogenes hätte mit seiner eigenen Hand seinen Unterhalt wieder selbst verdienen müssen.

Für das soziale Zusammenleben schädliche Auswirkungen einer übermässigen Luxusentfaltung glaubt Montanari nicht feststellen zu können. Er geht der Erscheinung nicht vom Standpunkt des Sozialpolitikers, sondern im wesentlichen nur von dem des Theoretikers auf den Grund. Die praktische Rechtfertigung, die er dem Luxus zu geben versucht, fügt sich mehr nur als ein Attribut an seine theoretische Begründung an. In dieser Richtung wird später auch Galiani den Ausführungen Montanaris folgen, während bei Grasslin und bei Condillac die Frage des Luxus einer kritischeren Prüfung vom Standpunkt des Volkswirtschafters, der auch die Schattenseiten einer übermässigen Luxusentfaltung sieht, unterzogen werden wird.

Um dem Anschein, dass der Begriff des „bisogno“ irgend etwas Lebensnotwendiges zum Ausdruck bringe, ganz auszuweichen, ersetzt ihn Montanari ständig durch den des „desiderio“. Bedürfnis ist damit alles, wonach der Einzelne ein Verlangen hat. Wenn er so zu keiner haltbaren Trennung der Bedürfnisse in absolute und relative, in lebensnotwendige und in überflüssige kommt, so hat das Auseinanderhalten dieser generischen Gattungen dennoch eine Bedeutung. Sie zeigt sich, wie auch Montanari eingehend darlegen wird, in dem

verschiedenen Mass der Elastizität der Bedürfnisse. Gerade die Bedürfnisse, die zur Fristung des Lebens unbedingt befriedigt werden müssen, die unabweislich sind, sind wenig elastisch, das heisst, sie sind weder einer grossen Einschränkung noch einer grossen Ausdehnung fähig, im Unterschied zu den viel elastischeren Bedürfnissen, die nur Ausdruck einer höheren Lebenshaltung sind. Obwohl darin kein prinzipieller Unterschied zum Ausdruck kommt, erscheinen diese Gattungen in ihren Auswirkungen auf die Wertschätzung doch mit bestimmten Eigenarten.

Im weiteren ist es die ständige Evolution, die in den Bedürfnissen zum Vorschein kommt, die auch zeitlich eine Trennung der Bedürfnisse nach rein objektiven Gesichtspunkten unhaltbar machen müsste. Die Trennungslinien zwischen dem Notwendigen und dem Überflüssigen sind nicht etwa nach dem Kriterium des physiologischen Existenzminimums zu ziehen, sondern sie gehen unter ständiger Veränderung und Verschiebung durch die Kulturbedürfnisse hindurch. So fehlten zum Beispiel den amerikanischen Eingeborenen vor der Eroberung ihres Territoriums durch die Spanier viele Güter, die in Europa allgemein verbreitet waren. Es fehlten ihnen eben jene, die den Europäern als notwendig erschienen, wie Pferde, Vieh, Lasttiere, Kleider, Paläste, Gärten usw. Diese Güter fehlten ihnen allerdings nur faktisch, denn dadurch, dass ihnen deren Existenz unbekannt war, konnten sie sie auch nicht wünschen und nicht schätzen: sie empfanden nach ihnen kein Bedürfnis. Ebenso hatten es seine Vorfahren nicht als ein Bedürfnis empfunden, wenn sie keine Fernrohre hatten, weil sie die Möglichkeit des In-die-Ferne-sehens gar nicht kannten. Er selbst empfindet es nicht als Bedürfnis, dass er nicht fliegen kann, denn die Kunst des Fliegens ist weder erfunden, noch wird sie wahrscheinlich je verwirklicht werden können. Ein unbekanntes Bedürfnis ist somit für Montanari kein ökonomisch relevantes Bedürfnis, denn dieses kann erst in dem Moment entstehen, wenn das Gut, nach dem es sich richtet, tatsächlich vorhanden ist. Es war aber auch in einem Zustand geringerer Entwicklung und Lebenshaltung möglich, glücklich zu leben. Durch die ständige Evolution wird das immer absolut geltende Prinzip des Strebens nach grösstem Wohlbefinden zu etwas eminent Relativem. In diesen Andeutungen Montanaris stossen wir auf eine subjektive

Auffassung vom Reichtum. Es ist nicht die Tatsache des Reichtums in Form von objektiven Tauschwerten, an die er sich in diesem Zusammenhang hält, sondern die Erfassung des Reichtums als Ausdrucks des Reichseins, des subjektiven Reichtumsgefühls.

Im Laufe der fortwährenden Entwicklung hat der menschliche Erfindungsgeist mit Tausenden von neuen Erfindungen das Streben nach grösstmöglicher Bedürfnisbefriedigung immer mehr gefördert. Damit sind aber in den Menschen zugleich immer wieder neue Bedürfnisse geweckt worden, denn ein Zustand völliger Bedürfnisbefriedigung steht für Montanari ausser dem Bereich des Möglichen. Das menschliche Streben nach Bedürfnisbefriedigung ist unersättlich: „L'umana industria, che è figlia primogenita dell'intelletto... ha... progenerate tante e sì maravigliose invenzioni moltiplicate in ogni secolo, che ne ha non solo ristorato, ma riempito pur troppo di delizie e di mille nuovi generi di desideri e compiacenze la stessa nostra mente“¹. Eine obere Grenze der Bedürfnisbefriedigung gibt es nicht. Sobald ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt ist, tauchen neue auf, die auf die gleiche Art und Weise wie die schon gedeckten unsere Wertschätzungen bestimmen. Allerdings dringt Montanari in diesem entscheidenden Punkt nicht tiefer in die Analyse des menschlichen Handelns ein. Er deutet damit den bedeutungsvollen Tatbestand, dass ein gedecktes Bedürfnis an Intensität verliert und eventuell ganz verschwindet, dass damit andere, in der individuellen Rangordnung weniger stark empfundene Bedürfnisse zum Zug kommen können, nur an. Obschon er damit unterlässt, wesentliche Erkenntnisse zu formulieren, wird er an einigen Beispielen die Bedeutung dieser Zusammenhänge deutlich zu unterstreichen wissen.

Nachdem Montanari mit diesen Darlegungen seine Auffassungen vom Wesen der Bedürfnisse deutlich festgehalten hat, kann er sich auch der Frage zuwenden, wie die Bedürfnisse entstehen, wie das soziale Zusammenleben auf die Bedürfnisordnung des Einzelnen von bestimmendem Einfluss wird. Auch in diesem Punkt sind es die Kulturbedürfnisse allein, die Gegenstand der Untersuchung sein können. Zwei Erscheinungen beanspruchen dabei sein besonderes Interesse: einerseits die Wirkung des menschlichen Nachahmungs-

¹ Ibid., pag. 17.

triebes, andererseits die des Geltungstriebes. Der Geltungstrieb spornt die Menschen an, sich mit seltenen und teuren Sachen auszuzeichnen und sich auf diese Art und Weise über die anderen zu erheben. Über den Nachahmungstrieb äussert er sich ausführlicher. Dieser wird zum Schöpfer der Mode, und zwar führt er gleich verschiedene Formen der Mode an. Die erste Modeart will er in der anonymen Mode sehen, die durch das Vordringen einer bestimmten Konsumgewohnheit das eine Mal nach diesem, das andere Mal nach einem anderen Gut eine allgemeine Nachfrage entstehen lässt. Zu seiner Zeit waren es besonders die Konsumgewohnheiten Frankreichs, die der Mode ihre Richtung und Verbreitung gaben. Diese ständigen Veränderungen der allgemeinen Nachfrage bestimmter Gebrauchsgüter haben immer zur Wirkung, dass das durch die Mode bevorzugte Gut begehrenswerter und wertvoller erscheint. Die immer grössere Ausmasse annehmende Nachfrage erhöht die Preise, und der um sich greifende Nachahmungstrieb gibt ihr neuen Auftrieb: „Ogni moda nuova fa parere più bello ciò che di nuovo è posto in uso, e lo fa valer più, e fa valer meno ciò che prima era in uso ed in prezzo. La guerra fa valer più l'arme e i cavalli e gli abiti di dante. La pace innalza il prezzo ai pennacchi, ai ricami ed alle delizie; e l'assuefazione universale aggiunge o stima o disprezzo alle cose...“¹. Ebenso grosse Bedeutung misst Montanari einer anderen Form der Mode zu, der „gemachten Mode“, die durch die königlichen und fürstlichen Höfe ihre Richtung erhält. Die Nachahmung der Gewohnheiten der Höfe durch breite Schichten der Bevölkerung kann zu plötzlichen und grossen Preissteigerungen führen: „Nè vi è possanza per mutar d'improvviso i prezzi di alcune cose del mondo, quanto la stima che di esse facciano i principi“². Darin sieht er für seine Epoche geradezu den ausschlaggebenden Einfluss auf die Konsumgewohnheiten, in bezug auf Nahrung, Kleidung wie auf die gesamte Lebensführung: „Quidquid principes faciunt, praecipere videntur...“³. Er führt dabei verschiedenste Beispiele an, die zeigen sollen, wie die fürstliche Modeschöpfung zu heftigen Nachfrage- und Preissteigerungen führen kann⁴.

¹ Ibid., pag. 85.

² Ibid., pag. 61.

³ Ibid., pag. 61 et s.

⁴ „... si racconta che per l'abito di duolo portato a Parigi più di un anno per

Auf diesem Weg der Behandlung der Bedürfnisse stösst Montanari auf die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, bevor einem äusseren Ding überhaupt eine Wertschätzung entgegengebracht wird. Die Grundlage des subjektiven Gebrauchswertes, die Vorbedingung, dass es überhaupt zu einer Wertschätzung kommen kann, ist die Tauglichkeit einer Sache zur Bedürfnisbefriedigung. Es ist die Fähigkeit zur Bedürfnisbefriedigung, die Nützlichkeit. Das Bedürfnis wirkt somit in erster Linie auf den Wert auf dem Weg über die Nützlichkeit. Diese Tauglichkeit oder Nützlichkeit darf ebenso wenig wie die Bedürfnisse selbst einer ausserökonomischen Betrachtung und Einschränkung unterworfen werden. Sobald eine Sache Gegenstand eines Bedürfnisses werden kann, ist sie für den Einzelnen schon nützlich. Die Nützlichkeit wird somit zum Ausdruck einer Beziehung zwischen einem Subjekt und einem Objekt und ist nicht irgend welchen objektiven Fähigkeiten einer Sache allein zuzuschreiben.

Nützlichkeit ist für Montanari nicht abstrakte Nützlichkeit einer bestimmten Gütergattung gegenüber abstrakten Bedürfnissen, sondern relative Nützlichkeit eines bestimmten Gutes gegenüber konkreten Bedürfnissen. Sie ist eine rein ökonomisch zu erklärende Erscheinung, es dürfen keine moralischen Massstäbe zur Erfassung der Nützlichkeit angelegt werden. Dadurch, dass die Tauglichkeit eines Gutes für bestimmte Bedürfnisregungen gegeben ist, ist die Grundlage, die Voraussetzung der Wertschätzung, geschaffen. Die Nützlichkeit ist nichts anderes, als „eine allgemeine Voraussetzung der Güterqualität“¹. Es ist zwar festzustellen, dass bestimmte objektive Eigenschaften ein Gut zu ganz

la morte di Enrico II non erano scorsi pochi mesi, che gli abiti di seta erano sprezzati, quasi che fosse un uomo di poco conto colui che non avesse l'abito di duolo ad uso della corte, e chi voleva esser creduto di condizione distinta dalla plebe, vestiva lana di duolo e non seta“ (pag. 85). „Antonio Caracalla diede gran prezzo in tutto l'impero romano all'ambra gialla, col dilettersi di portarne frai suoi ornamenti, per esser ella del color dei capelli della sua amica“ (pag. 61). „Adriano IV di nazione fiamminga, si compiacqua, più che d'altro pesce, del merluzzo salato, detto ‚Stockfisch‘, ed a sua imitazione tutta... la città ne mangiava, e diventò caro più d'altro pesce quell'anno, perchè a proporzione di tanti che ne volevano, n'era poca quantità venuta in Italia“ (pag. 62).

¹ Menger, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871, pag. 84.

bestimmten Gebrauchszwecken geeignet machen können. Diese objektive Tauglichkeit wird dann zum Anlass einer allgemeinen Nützlichkeit und einer allgemeinen Nachfrage. Diese allgemeine Nützlichkeit darf aber mit dem Gebrauchswert oder mit dem Tauschwert nicht verwechselt werden. Zur Verdeutlichung dieses Zusammenhanges, den er nicht explicite formuliert, operiert Montanari mit einem Beispiel. Er berichtet, eine Erzählung von Plinius interpretierend, dass der römische Kaiser Tiberius den Erfinder von unzerbrechlichem Glas hingerichtet habe, weil er befürchtet habe, diese Erfindung könnte den Diamanten vollkommen entwerten. Diese lächerliche Befürchtung weist nun Montanari mit folgenden Argumenten zurück: „Se il vetro ordinario e non trattabile a martello era vile rispetto all'oro, vi sarebbe egli per avventura chi mi sapesse dire il perchè? Certo che s'egli è bene men duro e meno lucido alquanto del diamante, nulladimeno il potersene far vasi da bere e prevalersene per tanti altri usi nobili, è una prerogativa ben degna di contrapporsi a quella del diamante. Ma se fossero in tanta copia nel mondo i diamanti come ci è il vetro, li vedremmo più vili assai del vetro; attesochè data la parità dell'abbondanza, più stimabile sarebbe quello di essi che di maggior uso fosse...“¹. So ist die Nützlichkeit nur ein Faktor im Zustandekommen der individuellen Wertschätzung, dazu tritt noch die vorhandene Menge. Weil die Ausgangsstoffe für die Herstellung von Glas in unbegrenzter Menge vorhanden sind und jede noch so grosse Nachfrage ohne grössere Kosten hätte befriedigt werden können, ist die Befürchtung, dass der Diamant gegenüber dem unzerbrechlichen Glas entwertet würde, gänzlich von der Hand zu weisen.

Die Nützlichkeit wird also erst im Zusammenwirken mit einer weiteren Bedingung, der Seltenheit, für die Wertschätzung ausschlaggebend. Diese beiden Komponenten gehören für die Erklärung des subjektiven Gebrauchswertes untrennbar zusammen: „... noi non siamo... soliti prezzar le cose per la sola rarità, quando con questa non sian congiunte altre condizioni che ce le rendono commendabili, e certamente... nei metalli almeno due ragioni troviamo per apprezzarli; una sì è quella stima che facciamo di loro per la bellezza, o per altre loro condizioni che ci delectano o ci sono utili; l'al-

¹ Della moneta, pag. 78 et s.

tra è la poca quantità o molta che se ne trova in ordine al bisogno o desiderio nostro“¹. Die Wirkung der Seltenheit ist dabei die, dass sie zur Grössenordnung des konkreten Gebrauchswertes wird: „Dunque la rarità è quella circostanza che rende più o meno preziose le cose, che per altre condizioni sono da desiderarsi“². Ebenso wenig, wie die Nützlichkeit gattungsmässig, generisch sein kann, ebenso darf die Seltenheit nicht als eine nur objektive, absolute Grösse aufgefasst werden. Nicht die objektive Begrenzung in absoluten Zahlen bestimmt die für die Wertschätzung massgebende Seltenheit, sondern erst die sich durch das Dazwischentreten eines konkreten Bedürfnisses ergebende Seltenheit. Erst diese relative Seltenheit, die Knappheit, wird zum Bestimmungsgrund für die Höhe der Wertschätzung. Ein Gut ist dann im Überfluss vorhanden, und es wird ihm dann keine Wertschätzung mehr entgegengebracht, wenn es im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Einzelnen in überwiegender Menge vorhanden ist: „Io intendo abbon-dare una cosa, non quando infatti molta quantità di essa se ne trova, assolutamente parlando, ma quando ve ne ha gran copia rispetto al bisogno, stima e desiderio che ne hanno gli uomini“³. Ein zunehmendes Bedürfnis erhöht bei gleichbleibender, absoluter Seltenheit die Knappheit und damit die individuelle Wertschätzung, abnehmende Knappheit vermindert die Wertschätzung und den subjektiven Gebrauchswert: „...al mutar la stima che ne fanno gli uomini di una cosa muta il loro prezzo: diventando più care, se ne accresce il desiderio, più vili, divengono in disprezzo“⁴. „...Così la rarità rende preziosa ogni mercanzia, come nelle gioie e nei metalli stessi tut-todì osserviamo, e l'abbondanza le rende vili“⁵.

Mit diesen Ausführungen hat Montanari die Prämissen der individuellen Wertschätzung für die Konsumgüter festgehalten. Der subjektive Gebrauchswert — um sich der modernen Terminologie zu bedienen: der Güternutzen — ist ein Produkt aus relativer Nützlichkeit und relativer Seltenheit. „Es gibt kein

¹ Ibid., pag. 67 et s.

² Ibid., pag. 79.

³ Ibid., pag. 59.

⁴ Ibid., pag. 61.

⁵ Ibid., pag. 60.

abstraktes Gesamtnutzen- oder Gesamtwertproblem“¹, auch für Montanari haben die Güter Wert „stets für bestimmte wirtschaftende Subjekte, aber auch nur für solche einen bestimmten Wert“². Die Wertschätzungen des Einzelnen sind dabei sowohl örtlich als auch zeitlich grossen Verschiedenheiten und ständigem Wechsel unterworfen. Die Auffassung, dass der Wert eine irgendwie den äusseren Gütern inhärente Eigenschaft repräsentiert, ist mit Montanari entschieden überwunden. Einziges Bezugssystem, das über Nutzen und Wert entscheidet, ist der einzelne Mensch. Damit wird die Relativität der Wertschätzung zum Wesensmerkmal des subjektiven Gebrauchswertes.

Um diese Relativität aller Wertschätzung zu demonstrieren, bringt Montanari einige klassische Beispiele, die wir zum Teil schon bei Davanzati festgestellt haben. So führt er aus, dass wir das Wasser, das für uns von lebensnotwendiger Wichtigkeit ist, einer Wertschätzung gar nicht unterziehen, weil es fast auf der ganzen Welt im Überfluss vorhanden ist; die Juden beklagten sich deshalb, dass sie in der babylonischen Gefangenschaft einen Preis für das Wasser bezahlen mussten. Im Falle der Knappheit kann aber dieses lebensnotwendige Gut von unschätzbarem Wert werden, denn es wird die Erhaltung des Lebens davon abhängen. „... una minestra sola di Esau fu più cara che la primogenitura, mentre argomentava da sè il povero affamato, dicendo a Giacobbe: ‚En morior, quid mihi proderunt primogenita?‘“³: eine Suppe ist für den Hungernden mehr wert als alle Erbsprüche, denn was nützen ihm alle anderen Güter, wenn er verhungern und verdursten müsste? Wir dürfen uns somit durch den Satz: Wasser ist wertlos, nicht irreführen lassen. Gemeint ist damit meistens, dass gerade eine bestimmte Menge Wasser, die aus einem unerschöpflichen Vorrat ersetzbar ist, keinen praktischen Nachteil bei ihrem Verlust für den Einzelnen haben würde. Damit ist aber nicht die Behauptung aufgestellt, dass jede Quantität Wasser wertlos ist.

An Hand der Idealkonstruktion einer belagerten Stadt legt Montanari die drastische Umwälzung aller Nutzenüberlegungen

¹ Mises, Nationalökonomie, pag. 87.

² Menger, Grundsätze, pag. 119.

³ Della moneta, pag. 61.

dar, die die unter normalen Verhältnissen bestehende Ordnung der Wertschätzungen direkt auf den Kopf zu stellen vermag, „Imperciocchè, e chi non vede che, se una città fosse così o da nemico assediata o da altra cagione ristretta, e per lungo tempo le fosse il commercio con gli estrani impedito, muterebbero prezzo tutte le cose vendibili che in essa si trovassero . . . ?“¹. Die für die Erhaltung des Lebens notwendigen Güter würden in der Wertschätzung rapid steigen, während die Güter, die Luxusbedürfnisse befriedigen, in ihrem Nutzen ebenso rapid fallen müssten. Wenn das Brot knapp wird, so wird es zu höchsten Preisen abgesetzt, während zum Beispiel Kunstgegenstände und andere sonst teure Güter nahezu keinen Preis mehr erzielen: „Vero è bensì che molte cose voluttuose, che ai tempi più felici assai si stimavano, a poco o a niun prezzo, nell'angustia delle cose puramente necessarie, ridur si potrebbono; onde mancando il pane negli assedi, lo vediamo comprare a prezzi ben grandi, e le pitture ed altre delizie ben pochi soldi valutarsi“². Der normale Zustand, bei dem das Brot für jedermann bis zur Sättigung dieses lebensnotwendigen Bedürfnisses vorhanden ist, und damit diesem Bedürfnis eine geringere Intensität als den verschiedensten, in der individuellen Rangordnung zum Zuge kommenden Luxusbedürfnissen zukommt, erfährt im Falle des Ausbleibens der normalen Versorgung eine totale Umwälzung. Bei Hungersnot nimmt die Intensität des Nahrungsbedürfnisses stark und rapid zu, denn seine Elastizität ist minim. Die Bedürfnisordnung der Einzelnen unterliegt einer gänzlichen Umkehrung; die unter normalen Verhältnissen dringendsten Luxusbedürfnisse werden durch die Existenzbedürfnisse an Intensität stark übertroffen. Die Spannung zwischen dem lebensnotwendigen Bedürfnis und der immer zunehmenden Knappheit führt zu einer raschen Steigerung der Wertschätzung des zur Fristung des Lebens notwendigen Gutes.

Montanari führt das von Davanzati übernommene Beispiel der Ratte von Casilinum eindrücklicher vor, als es jener getan hatte. Die Ratte, die unter normalen Verhältnissen wertlos ist, in einer belagerten Stadt aber einen hohen subjektiven Gebrauchswert erlangt, wird von einem Geizigen, in der Hoffnung auf einen

¹ Ibid., pag. 45.

² Ibid., pag. 46.

weiteren Rattenfang, zu einem sehr hohen Preis verkauft. Der Geizige, der in seiner Geldgier die Situation falsch eingeschätzt hat, muss vor Hunger sterben, während der Käufer durch die Ratte sein Leben retten kann. Seine Wertschätzung war ins Unermessliche gestiegen, und kein Preis wäre ihm zu hoch gewesen, um sein eigenes, höchstes Gut: sein Leben, zu erhalten.

Diese Darlegungen Montanaris lassen uns zusammenfassend feststellen, dass er auf dem Wege der subjektivistischen Wertlehre die Erkenntnis um ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Er erkannte, dass das einzelne Bedürfnis begrenzt und teilbar ist, dass es einen Punkt der Höchstspannung erreichen kann, der im Falle des Bedürfnisses nach Nahrung, von dem die Erhaltung der Existenz abhängt, ins Unermessliche steigt. Die Wertschätzung richtet sich aber nicht nach diesen wichtigsten Bedürfnisregungen, die ein Gut im Falle des Ausfalles aller anderen zu befriedigen imstande ist, sondern immer nur nach dem konkreten Nutzen, den es zu stiften vermag. In der subjektiven Rangordnung nimmt dabei der Nutzen eines Gutes mit zunehmender Menge ab, bis er denjenigen Punkt erreicht, wo eine Wertschätzung überhaupt nicht mehr stattfindet. Ist damit das Bedürfnis nach einem einzelnen Gut beschränkt, so ist die Gesamtheit der menschlichen Bedürfnisse keiner Begrenzung unterworfen. Eine feste, objektive Rangordnung der Bedürfnisse aufzustellen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Gewisse Bedürfnisse, wie jene nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, unterscheiden sich von den übrigen wohl dadurch, dass der Spielraum, innerhalb dessen sie zu- oder abnehmen können, geringer ist, dass sie gegenüber den Kultur- oder Luxusbedürfnissen weniger elastisch sind. Nach Erreichen der Sättigungsgrenze nimmt bei diesen Bedürfnissen der Nutzen zusätzlicher Mengeneinheiten rasch ab, ebenso wie er rasch den Punkt der Höchstspannung erreichen kann, wenn nur geringe Quantitäten ausfallen. Nur in diesem Sinne eines graduellen Unterschiedes und nicht in dem einer prinzipiellen Verschiedenheit, ist eine Trennung der Bedürfnisse gestattet. Ebenso wenig wie die Bedürfnisse können auch die Güter auf Grund eines allgemeingültigen Massstabes in generische Gattungen eingeteilt werden. Eine absolute Hierarchie der Güter ist auf dem Boden einer ökonomischen Betrachtung

ausgeschlossen. Weil unter normalen Bedingungen die lebensnotwendigen Güter in ausreichender Menge vorhanden sind, ist es möglich, dass Luxusgüter eine viel höhere Wertschätzung erreichen als die gattungsmässig viel wertvolleren Güter des Existenzbedarfes. Die Wertschätzung untersteht aber einzig und allein dem Gesetz der Relativität, eine feste subjektive und objektive Rangordnung der Bedürfnisse und der Güter kann nur für einen gegebenen Augenblick in Frage kommen.

So hat Montanari die Grundpfeiler einer konsequenten subjektivistischen Werttheorie gelegt. Wir haben einleitend schon festgestellt, dass er seine werttheoretischen Gedanken nicht in dieser reinen Form dargestellt hat, wie wir sie ausgesondert haben, um den Anforderungen der modernen Systematik nachzukommen. Vor allem mit quantitativtheoretischen Überlegungen sind seine werttheoretischen Darlegungen verquickt. Mit dem bei ihm vorhandenen subjektivistischen Gedankenmaterial hat er aber den Rahmen dieser geldtheoretischen Erörterungen gesprengt und dabei die Geldtheorie in ein umfassenderes Ganzes eingebaut.

Auf Grund dieser Wertkonzeption zieht nun Montanari in logischer Deduktion die Konsequenzen über die Möglichkeit und das Wesen der Messung des Wertes, insbesondere über die Funktion des Geldes als allgemeinen Wertmassstabes. Zunächst stellt er fest, dass es auf Grund dieser subjektivistischen Ausgangsposition schwer verständlich scheine, dass sich die Güter, in erster Linie die Edelmetalle, die als Geld dienen, gegenseitig messen, und dass nicht eher ein drittes Gut vorhanden sein müsste, das der gemeinsame Massstab von Gold und Silber wäre: „... di modo che non piuttosto abbia da essere qualche cosa nel mondo che sia misura comune d'ambedue“¹. In der Ableitung, die er zu dieser Fragestellung gibt, weist er nach, wie keinesfalls eine objektive Einheit der Massstab des Wertes werden kann, und wie auch die sogenannte Massfunktion des Geldes auf einer ursprünglichen Wertmessung beruht: „Ma io domando: Se ciò fosse, questa tal cosa che fosse misura della valuta dell'oro e dell'argento, da che avrebbe ella il valore? E questo suo valore sarebbe egli certo, fisso e stabile, o incerto e mutabile? Se incerto e mutabile, dunque v'avrà

¹ Ibid., pag. 83.

bisogno di una quarta cosa certa e stabile che misuri il valore di tutte le tre, e così in infinito“¹. Wir sind gewohnt, beim Messen nach einer letzten, unveränderlichen Einheit zu suchen, und verbinden mit dem Gedanken des Messens den Gedanken, dass es sich um objektiv bestimmbare Grössen handelt, die auf eine Einheit bezogen werden können. Eine feste Einheit findet nun Montanari für die Wertmessung nicht. „Ma se sarà cosa che abbia valore certo e stabile, due cose domando. In primo luogo, dove è questa che abbia un certo, fisso ed immutabil valore? Io non la trovo nel mondo, secondo questo modo d'intendere. La seconda è: In che consiste questo valore di questa terza cosa, che sia una valuta così immutabile che possa esser regola del valore di tutte le altre? Io per me assegnerò bensì una cosa che serve di regola a tutte le valute, e l'ho accennata di sopra, ma niuna più di lei è instabile, ed a più varietà è soggetta, ed è l'umano desiderio“²: Montanari findet keine den Gütern inhärente Grösse, die als feste Einheit den Güterwert bestimmen könnte. Weder der Aufwand an Arbeit noch der an Produktionskosten kann den Wertausschlag geben; einzig und allein der durch die Bedürfnisse des Einzelnen einem Gute zukommende Nutzen kann für die Wertschätzung massgebend werden. Damit könnte allerdings keine Masseinheit unbeständiger und veränderlicher sein als die menschlichen Bedürfnisse. Da nur von den Bedürfnissen her der Güterwert sein Mass erhalten kann, müssten bei einem Wegfall eines Teils der Bedürfnisse, zum Beispiel der Luxusbedürfnisse, der Wert der Edelmetalle sinken: „Si tronchino una parte dei desideri mondani, subito l'oro e l'argento sarà di meno valore...“³.

Jedes Messen bedeutet ein Vergleichen, ein Relativieren zweier Grössen. Die Relativität ist im Begriffe selbst enthalten. Dabei sind verschiedene Formen der Messung denkbar. Einen Sonderfall bietet zunächst einmal die Zeit- und die Bewegungsmessung. Die Zeit ist das Mass der Dauer der Bewegung, die Bewegung ist das Mass der Zeit: „Il tempo è misura del durar delle cose e del moto loro, e il moto è misura del tempo“⁴. Weitere Fälle sind

¹ Ibid., pag. 83 et s.

² Ibid., pag. 84.

³ Ibid., pag. 84.

⁴ Ibid., pag. 85.

ferner die Längen- und die Gewichtsmessung. Allen diesen Arten der Messung liegt die Eigentümlichkeit und Besonderheit zugrunde, dass zwei Grössen dazu notwendigerweise zusammengehören: „... le relazioni richiedono per necessità due termini, uno dei quali mancando, manca la stessa relazione, come in quella di padre e figlio, morendo il figlio, l'uomo non si dice più padre, perchè è mancato quel termine a cui riferivasi la paternità. Così ogni quantità in quanto è misurata si dice maggiore o minore tanta o tanta, secondo il termine a cui si riferisce, che è quello con cui vien misurata, e se quella affatto manca, anche la quantità cessa di aver quella relazione di maggiore o minore o di tale o tanta quantità. E se quella misura invece di mancare riceve alterazione, si altera istessamente la relazione di quel primo termine“¹. In einer gemessenen Grösse haben wir somit nie absolute Grössen vor uns, sondern immer die Beziehung einer Quantität auf eine ausserhalb von ihr gefasste Einheit. Eine absolute Einheit ist für unseren Verstand nicht fassbar.

Das die Wertmessung von allen anderen Massvergleichen Trennende besteht nun darin, dass es sich bei allen übrigen Messungen um den Vergleich objektiv fassbarer Quantitäten handelt, während es bei der Wertmessung um den Vergleich einer äusseren Sache mit einer psychischen Qualität, die einer Stabilisierung nicht unterworfen werden kann, geht. Es liegt nicht in dem Belieben einer Autorität, diese psychische Einheit wie eine objektive Grösse zu bestimmen und zum Ausdruck zu bringen. Damit wird auch die Massfunktion des Geldes zu einer von anderen Vergleichen grundsätzlich zu unterscheidenden Form einer Messung: „... le proporzioni dei piedi e braccia ec. non variano fra loro che insensibilmente nel corso di molti secoli, e quelle dell'oro all'argento qualche volta in meno di un secolo si fanno sensibili... Ma la ragione si è, perchè le misure dei piedi ec. dipendono della determinazione dei principi che in quel paese le mantengono quanto si può le stesse, ed il valore dei metalli dipende della quantità che ne hanno tutte le nazioni in commercio, la quale per natura e senza il volere di alcuno varia quando a un modo e quando ad un altro“². In der Wert-

¹ Ibid., pag. 88.

² Ibid., pag. 93.

messung geht es somit um etwas von den übrigen Massvorstellungen Verschiedenes, es handelt sich um die Feststellung eines „Mehr oder Weniger an Befriedigung und Behebung von Unbefriedigtsein, doch wie weit eine Befriedigung eine andere übertrifft, kann nur empfunden, nicht festgestellt und objektiv angegeben werden. Das Werturteil misst nicht, es skaliert; es drückt Rangordnung und Reihung, aber nicht Mass und Gewicht aus. Nur die Ordnungszahlen, nicht auch die Kardinalzahlen stehen uns für den Ausdruck der Werturteile zur Verfügung“¹. Dem einzelnen Werturteil liegt nicht ein Messakt, sondern ein Wahlakt, ein Vorziehen oder Zurückstellen zugrunde. „Einen exakten Massstab mechanisch aufzutragen, wie man es mit Zollstab bei Längenmessungen tut, ist für unser Gebiet wirklich nicht möglich“². Wieser meint, „eine Philosophie des Wertes ist zu geben, welche Worte braucht, nicht Zahlen“³. Diese Problematik der Güterwertmessung war Montanari schon deutlich bewusst. Wenn Mises der Ansicht ist, dass erst von Bailey die entscheidenden Punkte zum erstenmal berührt werden⁴, so müssen wir die betreffende Aussage zugunsten Montanaris korrigieren. Denn er hat gezeigt, dass „gerade jene Qualität des Geldes, die es als Massgrösse verwendbar macht, nicht etwas im Geld schon Vorhandenes ist, wie etwa die Länge eines Stabes oder das Gewicht eines Liter Wassers bei 4° C, sondern etwas von uns in das Geld Hineingetragenes“⁵. Damit bedeutet der objektive Ausdruck des Wertes im Preis nicht für jedes Individuum die gleiche objektive Tatsache, wie bei jeder anderen Messung, sondern er ist für jedes Individuum eine verschiedene Grösse. Auf diese Gedanken Montanaris werden wir in der Preislehre noch zurückzukommen haben.

¹ Mises, Nationalökonomie, pag. 75.

² Böhm-Bawerk, Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes, Jena 1886 (Ausg. London School of Economics, vol. 11, London 1932), pag. 50.

³ Wieser, Der natürliche Wert, Wien 1889, pag. X.

⁴ Mises, Nationalökonomie, pag. 207.

⁵ Zwiedineck-Südenhorst, Über den Subjektivismus in der Preislehre, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 38. Bd., 1914, pag. 24.

3. Die preistheoretischen Gedanken

Bevor wir uns der eigentlichen Preislehre zuwenden, haben wir kurz die Auffassung Montanaris vom Tausch darzulegen, bei dem allein der konkrete Ausdruck der Werte im Preis erfolgen kann. Der Tausch, als Hingabe eines Gutes gegen ein anderes, vollzieht sich auf den der Wertschätzung zugrundeliegenden Erwägungen. Er kann somit nur zustandekommen, wenn für die Kontrahenten die Wertschätzung des eingetauschten Gutes höher ist als die des hingegenben, des geopferten Gutes. Diesen Vorgang hat Montanari am Beispiel der Ratte von Casilinum dargestellt. Noch eindrücklicher legt er das Wesen des Tauschakts am Beispiel des Handels Spaniens mit Südamerika dar. Die Mexikaner und die anderen Völker der Neuen Welt, die im Verhältnis zu den Europäern einen Überfluss an Edelmetallen empfanden, kauften zum Beispiel von den Spaniern eine Axt unter Hingabe einer gleichen Gewichtsmenge Gold und lachten dazu noch wie die Verrückten, denn sie hatten an der Axt einen viel grösseren Nutzen als an dem dafür hingegenbenen Metall. „Or va tu a tagliar un albero, se puoi, con codesto oro, come io taglierò con questo ferro che m'hai dato“¹: gehe du nun mit dem Gold, das ich dir gegeben habe, einen Baum fällen, wie ich es nun tun kann mit der Axt, die du mir gegeben hast, riefen sie ihnen zu. Da die beidseitigen Wertschätzungen auf ganz anderen Voraussetzungen beruhten, konnten aber beide Partner aus dem Tausch einen Vorteil ziehen. Ganz konsequent vermag nun Montanari diese an Beispielen richtig erkannte Divergenz der beidseitigen Nutzenerwägungen in einer theoretischen Formulierung nicht zum Ausdruck zu bringen, denn er prägt einmal den Satz, dass der Preis eines Gutes in einer Gleichheit der Wertschätzung bestehe, die die Menschen zwischen dem betreffenden Gut und einer Quantität Edelmetall machen: „Il vero prezzo e valore di una cosa non in altro consiste... che nell'egualità di stima che fanno gli uomini di quella tal cosa e di un tanto oro, o in sua vece proporzionatamente di un tanto argento“². Diese für sich allein dastehende Formulierung vermag aber den Wert seiner Darlegungen nicht herabzu-

¹ Della moneta, pag. 48 et s.

² Ibid., pag. 119.

drücken, denn mit allen anderen daraufbezüglichen Ausführungen widerlegt er den Gedanken einer Gleichheit der Wertschätzung der getauschten Güter¹. Ebenso wenig darf ein im Zusammenhang mit den Münzverschlechterungen vorkommender Satz, dass der Gewinn des Einen den Verlust des Anderen zur Folge habe, „il guadagno di uno è dunque perdita di un altro“², zu einem Fehlurteil verleiten. Da es sich in diesem Falle einer Abwertung nicht um einen Tausch handelt, sondern um ein einseitiges, vom Staate aus vorgenommenes Diktat, hat dieser Gedanke seine volle Richtigkeit.

Der Gedankengang, auf dem Montanari zu seinen preistheoretischen Darlegungen gelangt, ist der folgende. Er knüpft in Anlehnung an eine Äusserung des Aristoteles an die Auffassung an, dass die Güterwerte durch das Geld ausgedrückt und gemessen werden, dass das Geld der natürliche Massstab und das Preisausdrucksmittel der Güter ist. Auf diesem Punkt bleibt er aber nicht stehen und verfällt damit nicht einer objektivistischen Betrachtungsweise, die bei der Auffassung des Geldes als Massstab des Güterwertes sehr nahe liegt, sondern er zieht seine Gedanken weiter und fragt sich, warum denn für ein Gut mehr oder weniger Geld hingegeben werde. Diesen Grund sieht er in der Tatsache, dass auch das Geld, wie alle anderen Güter, den Prinzipien der Wertschätzung unterliege. Das Bedürfnis misst dabei den Güterwert und den Wert des Geldes, der Wert der Güter und des Geldes werden andererseits zum Massstab des Bedürfnisses. Vor allem aber wird das Geld diese Funktion erfüllen, denn es ist das Gut, durch das alle anderen ausgedrückt werden. Bedürfnisse und Geld messen sich somit gegenseitig und werden zum allgemeinen Massstab aller anderen Güter. Mit dieser Einbeziehung des Geldes in den Kreis der gewerteten Güter ist die Brücke zu einer subjektivistischen Betrachtung der Preise geschlagen: „Ma perchè egli è proprio ancora delle misure di aver siffatta relazione colle cose misurate,

¹ Menger greift diese von Montanari geäusserte Formulierung aus dem Gesamtzusammenhang heraus, wenn er daraus folgert, dass Montanari mit diesem Hinweis am Wesen des Tausches vorbeigegangen ist. Vide Menger, Grundsätze, pag. 173.

² Della moneta, pag. 231.

che in certo modo la misurata divien misura della misurante... quindi avviene che non solo sono le monete misure dei nostri desideri, ma vicendevolmente ancora sono i desideri misura delle monete stesse e del valore¹... Sono adunque i desideri degli uomini misura del valore delle cose, alla quale dovendo corrispondere la moneta, ne segue, che i desideri o i bisogni siano misura del valore delle monete non meno che di quello delle cose, e viceversa le monete misura del bisogno e del desiderio, non meno che del valore delle cose"²... „la moneta ed i desideri si misurano reciprocamente insieme, ed ambedue sono misura universale di tutte le cose contrattabili ..."³. Eine logische Notwendigkeit, dass die Preise in Gold und Silber als einem allgemeinen Tauschmittel ausgedrückt werden, besteht also für Montanari nicht, denn der Preis eines Gutes lässt sich durch die Quantität eines beliebigen anderen Gutes ebenfalls ausdrücken.

In der Preistheorie wird es sich zunächst einmal darum handeln müssen, die „logische Genese der Preisbildung“⁴ zu verstehen, das „Gesetz des einfachen Grundphänomens“⁵ der Preise zu erklären. Dabei ist „die erstmalige Bildung aller Preise“⁶ in ihrem Wesen zu beschreiben. Erst wenn diese grundlegende Aufgabe gelöst ist, kann sich die Preistheorie weiteren preistheoretischen Problemen zuwenden und die Preisveränderungen, sei es diejenige eines einzelnen Preises oder die Gesamtbewegung aller Preise, untersuchen. Montanari hat in allen diesen angedeuteten Punkten der Preistheorie etwas zu sagen. Mengenmässig liegt das Hauptgewicht seiner Gedanken auf dem Problem des allgemeinen Preisstandes und den geldseitigen Ursachen seiner Veränderungen. Dazu werden wir erst innerhalb der Geldtheorie Stellung nehmen und uns zunächst nur dem eigentlichen Prozess der Preisbildung zuwenden.

Montanari geht in seinen Ausführungen von den Vorausset-

¹ Ibid., pag. 41 et s.

² Ibid., pag. 43.

³ Ibid., pag. 65.

⁴ Vleugels, Zur Verteidigung der Wertlehre (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183. Bd., 1. Teil), pag. 255.

⁵ Zuckerkandl, Art. „Preis“, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 6. Bd., Jena 1925, pag. 997.

⁶ Morgenstern, l. c., pag. 18.

zungen aus, die wir als diejenigen des freien Tausches begrifflich erfassen. Dabei erklärt er das Zustandekommen des Konkurrenzpreises, wobei man sich immer bewusst sein muss, dass die freie Preisbildung in der theoretischen Darlegung nur methodologische Bedeutung hat¹. Dass es andere Formen des Preises und andere Grundlagen der Preisbildung gibt, war Montanari nicht unbekannt. Er deutet den Monopolpreis wohl an, nimmt aber zu ihm theoretisch nicht Stellung. Begreiflicherweise, denn wir müssen uns immer vor Augen halten, dass es ihm weder um eine vollständige Werttheorie, noch um eine umfassende Preistheorie zu tun war, sondern immer nur darum, das Wesen des wirtschaftlichen Handelns soweit zu erfassen, als es ihm dazu dienen konnte, seine geldtheoretischen Anschauungen in voller Klarheit darzustellen. Darin liegt der Grund, weshalb er sich nicht genötigt sieht, die Probleme nach allen Seiten hin zu untersuchen und bis in die letzten Verästelungen zu verfolgen, sondern die Analyse in dem Moment abbricht, in dem er das Wesentliche, das für seinen Zweck Genügende und Verwertbare, festgehalten hat. Hält man noch die Zeitlage vor Augen und bedenkt, dass die Preisbildung in jener Epoche weitgehend autoritativ geregelt und der Spielraum der freien Preisbildung nur auf einen engeren Güterkreis beschränkt war, so muss man die Leistung Montanaris, auf den Voraussetzungen des freien Marktes theoretische Zusammenhänge erkannt zu haben, besonders hervorheben.

Zunächst entsteht für die Preistheorie „die Kernfrage, wie es denn möglich sei, dass der subjektive Wert... der eine intensive, nicht messbare qualitative Grösse ist, in einer bestimmten Quantität, also zum Beispiel einer Menge Geldes, extensiv und völlig

¹ Es handelt sich somit bei der Erklärung des Konkurrenzpreises bei Montanari um eine andere Einstellung, als wir sie später bei den Klassikern treffen. Für diese war „eine Theorie der ‚freien Konkurrenz‘ nicht nur eine wissenschaftliche Erklärung dafür, wie die ökonomischen Verhältnisse sich gestalten würden unter gewissen angegebenen Voraussetzungen. Sie war gleichzeitig eine Art Beweisführung, dass diese preisbildungsmässigen Voraussetzungen zu ‚maximaler Produktion‘, ‚grösstmöglicher Bedarfsbefriedigung‘ führen würden, und dass es sich deshalb rein a priori um ein politisches Desideratum handle“ (Myrdal, Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung, Berlin 1932, pag. 2).

exakt ausgedrückt werden kann“¹. Es ist der Prozess nachzuweisen, wie „die rein psychischen Wertempfindungen zu mengenmässigen Gegenüberstellungen von Gütern“ führen, wie es zur „Quantifizierung der subjektiven Werte“² kommt. Montanari lässt diese Übertragung intensiver Gefühlsgrössen auf extensive Mengen beim Einzelnen auf dem Wege des Nutzenvergleichs von Preisgut, Tauschgut und individueller Bedürfnisordnung vor sich gehen. Jeder Einzelne wägt auf Grund seiner Bedürfnisse und der ihm zur Verfügung stehenden Erwerbsmittel ab, welchen Betrag er für die Befriedigung eines Bedürfnisses höchstens aufwenden will. Dieser Betrag ist zugleich das Mass des Bedürfnisses nach dem betreffenden Gut: „... quel prezzo, che per soddisfare ad un appetito buono o reo che egli sia, ci contentiamo di spendere, è appunto la misura dell'appetito con che lo bramiamo, mentre ci determiniamo in noi stessi che più di tanto non spenderessimo per ottenerlo“³. Der Einzelne fragt „nach dem Höchstgebot, das ist nach jenem Geldbetrag, den er zur Anschaffung eines bestimmten Gutes höchstens hinzugeben bereit ist“⁴. Es handelt sich um einen Entschluss darüber, welches Tauschverhältnis er noch akzeptieren würde. Dadurch bringt er seine Abstufungen des subjektiven Gebrauchswertes zum Ausdruck, „und er gelangt bei den Vergleichen von Befriedigungen zu Gegenüberstellungen von Gütern in bestimmten Mengen, zu festen Ergebnissen, die die Grenzen der Austauschverhältnisse der Güter individuell normieren“⁵. Die Preiswilligkeit, die auf diesem Weg zustande kommt, ist nicht etwas Absolutes, rein subjektiv Bestimmtes, denn der Betrag an Opfer, der als Höchstmass für die Erlangung eines Gutes in Frage kommt, ist nicht nur durch die Bedürfnisordnung des Individuums allein bedingt, sondern auch durch die Mittel, die ihm für alle seine Erwerbungen zur Verfügung stehen. Die Wertschätzung wird damit in einer weiteren Hinsicht zu etwas Relativem, sie steht im Zusammenhang mit

¹ Morgenstern, l. c., pag. 20.

² Zuckerkandl, Art. „Preis“, pag. 998 et s.

³ Della moneta, pag. 41.

⁴ Engländer, Wertlehre, in: Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932, pag. 12.

⁵ Zuckerkandl, Art. „Preis“, pag. 998.

den Erwerbsmitteln: „...l'estimazione che facciamo delle comodità vien misurata dalla quantità della moneta che abbiamo...“¹.

Alle objektiven Momente jedoch, die auf den Preis von entscheidendem Einfluss sind, müssen durch das Mittel des Wertinteresses hindurchgehen, sie können nur auf dem Wege über das subjektive Urteil Preiswirksamkeit erlangen. Es bleibt, den Vorgang aufzuzeigen, nach dem bei der Unbegrenztheit der menschlichen Bedürfnisse die Auswahl jener vor sich geht, die effektiv zur Befriedigung gelangen. Montanari zeigt, wie es sich beim Zustandekommen der Preisgebote um einen Prozess der Auswahl und Beschränkung handelt, indem der Einzelne sich in ein Gleichgewicht zwischen der Unbegrenztheit seiner Bedürfnisse und der Knappheit seiner Erwerbsmittel bringen muss. Er geht von dem Gesichtspunkt aus, dass die Gesamtheit aller Bedürfnisse der Menschen weit grösser ist als die Erwerbsmittel, die allen zur Verfügung stehen, je befriedigen könnten. Aber so, wie es Samenkörner gibt, die nicht gedeihen, wachsen und Früchte tragen, so gibt es Bedürfnisse, die das Ziel ihrer Befriedigung nicht erreichen: „E chi vuol mettere in conto i desideri umani delle genti stolte, connumerandoli a quelli che conseguiscono il loro fine? La moneta misura l'intenzione di quei desideri che conseguiscono il loro fine, non misura i sogni degli imprudenti che vaneggiano tra le stolte cupidigie loro... Le altre cose che desideriamo in vano, siasi per impotenza nostra o per natura loro che conseguire non le possiamo, non cadono sotto l'indigenza... ma sotto il titolo di vane cupidità“²: die Bedürfnisse nach den Gütern, die der Mensch auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden Mittel nicht erreichen kann, müssen ebenso wie das Verlangen nach Dingen, die ihrer Natur gemäss nicht erreichbar sind, als eitle Begierden ausgeschieden werden. Wie dieser Prozess tatsächlich vor sich geht, wie das Gleichgewicht durch den Nutzensausgleich der verschiedenen Befriedigungen, die erzielbar sind, zustandekommt, darüber sagt uns Montanari nichts mehr. Es genügt ihm, den Nachweis erbracht zu haben, wie die Individuen mit bestimmten Kauflimiten als Nachfragende auftreten.

Den weiteren Vorgang der Preisbildung lässt Montanari unbe-

¹ Della moneta, pag. 47.

² Ibid., pag. 65 et s.

rührt. Er legt nicht näher dar, wie der Preis, das tauschfähige Angebot und die tauschfähige Nachfrage einander wechselseitig bedingen. Die Theorie der Preisbildung ist damit schon sehr früh abgebrochen. Jedenfalls genügt die Hervorhebung der Preiswilligkeit nicht, um den Prozess der genetischen Preisbildung zu erklären. Erst die Methode der modernen neubritisch-österreichischen Schule, an Hand von schematischen Beispielen die Genesis der Preise darzustellen, konnte zum Verständnis der eigentlichen Zusammenhänge in der Preisbildung führen¹. Montanari ist diesen Weg nur ein Stück weit gegangen, er hat nur die Richtung angezeigt, die sich in der Folge als die richtige erweisen sollte. Der marktrichtige Preisstand ist für ihn in dem Moment erreicht, da jeder beteiligte Käufer bereit ist, für das betreffende Gut den geforderten Preis zu zahlen: „... allora si dice prezzo giusto, quando comunemente gli uomini quel tanto oro ed argento darebbero in quel paese per quella tal cosa se facesse loro di bisogno; e resta chiaro ancora ciò che vuol dire valore, prezzo, caro e buon mercato ec., conciossiachè queste voci altro non suonano che la misura della stima che di quelle cose, siansi monete o merci, fanno comunemente gli uomini in quel paese“².

Wertvolle Hinweise macht Montanari in bezug auf die wechselseitige Abhängigkeit von Preis, Angebot und Nachfrage. Er gelangt dabei zu bemerkenswerten Ergebnissen, ohne die Begriffe von Angebot und Nachfrage schon zu kennen. Es kommt

¹ Die Darstellung der Preisbildung an Hand der verschiedenen möglichen Tauschrelationen ist allerdings nicht unangefochten geblieben. Verschiedene Autoren haben daran Anstoss genommen, dass man die Preisbildung allein auf Grund subjektiver Wertschätzungen beim direkten Tausch unter Ausschluss eines objektiven Massstabes und schon vorhandener Preise erklären wollte, denn im konkreten Fall sind diese Wertschätzungen abhängig von gegebenen Preisen anderer Güter und dürfen nicht aus sich selbst erklärt werden. In diesem Sinn äussert sich z. B. Eulenburg: „Die Theorie nimmt ... an, dass die ‚Schätzungen‘ nach einem lediglich subjektiven Massstabe vorgenommen werden. In Wirklichkeit sind solche Schätzungen nur verkappte Geldpreise, deren Zustandekommen eben erklärt werden müsste ... ohne das Vorhandensein von Preisen, die schon feststehen, lässt sich keine Schätzung im Sinne einer Messung von Quantitäten vornehmen“ (Eulenburg, Die Preisbildung in der modernen Wirtschaft, Grundriss der Sozialökonomik, IV. Abteilung, I. Teil, Tübingen 1925, pag. 262).

² Della moneta, pag. 120.

ihm dabei nicht auf die einander gegenübergestellten und als gegeben vorausgesetzten Mengen an, sondern auf die Erklärung des Zustandekommens von Angebot und Nachfrage. Das blosses Operieren mit den Mengen allein ist tatsächlich, wenn auch nicht unrichtig, so doch nichtssagend. „Die übliche Formel des Marktes..., dass der Preis durch Angebot und Nachfrage bestimmt werde, ist nicht unrichtig, nur ist sie ungenau, wenn sie... unter Angebot und Nachfrage nichts weiter als die angebotenen und nachgefragten Mengen versteht“¹. Nichtssagend ist sie deshalb, weil diese beiden Grössen eben selbst wieder von der Höhe der Preise abhängen. Man kann wohl darstellen, wie bei gegebener Nachfrage und bei gegebenem Angebot ein bestimmter Preis zustande kommen muss. Viel wichtiger für die Preistheorie ist aber die Frage, wie Nachfrage und Angebot selbst in ihrem Ausmass bestimmt werden. Dafür kann nicht mehr eine schematische Darstellung der Zusammenhänge Resultate liefern, sondern nur eine realistische Beobachtung der Marktvorgänge. „Die Preistheorie hat diese ‚gegebenen Elemente‘ Angebot und Nachfrage nach Grösse und womöglich nach der Seite ihrer Entstehung aufzuklären“². Montanari lenkt seine Ausführungen in diese Richtung, indem er am Beispiel verschiedener Märkte die konkrete Gestaltung von Angebot und Nachfrage demonstriert. Er berücksichtigt die Erwägungen sowohl auf Seiten der Konsumenten wie auf der der Produzenten. Trotzdem er auf die Wertschätzungen der Konsumenten ein grösseres Gewicht legt, zeigt er, „dass die Preisbildung unmöglich von einer Seite allein ausgehen kann. Vielmehr gehören Käufer und Verkäufer zusammen wie die beiden Schneiden einer Schere. Es sind von vornherein Korrelatbegriffe“³.

Für die Zeit, in der er schrieb, ist es geradezu erstaunlich, wie weit Montanari den Markt, auf dem die Konkurrenz wirksam wird, zu fassen vermag. Weder auf lokale noch auf nationale Grenzen beschränkt er die Wirksamkeit der Konkurrenz. Unter seinen Voraussetzungen bedeuten die politischen Schranken keine Grenzen und Hemmnisse. So wird für ihn der Konkurrenzpreis auf dem

¹ Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, pag. 132.

² Zwiedineck-Südenhorst, l. c., pag. 30.

³ Eulenburg, l. c., pag. 281.

ganzen Weltmarkt zum Regulator eines objektiven Gleichgewichtes und zum Motor allen verkehrswirtschaftlichen Handelns. Dieses mit Hilfe des internationalen Handels auf dem „Weltmarkt“ herrschende Gleichgewicht schildert Montanari an Hand eines Vergleiches mit einem physikalischen Gesetz. Das Gesetz der kommunizierenden Gefässe gilt in analogem Sinn für den Konkurrenzpreis der Verkehrswirtschaft: „Mi ricordo di aver con profitto di chiarezza adoperata più volte discorrendo in questo proposito la similitudine dei corpi fluidi, parendomi che i prezzi delle merci del mondo non diversamente fra loro mediante il commercio si livellino, di quello che facciano le acque stagnanti, che per qualunque agitazione che patiscano, in fine si spianano in livello insieme“¹. Für den gesamten Umfang des Marktes tritt wie bei den kommunizierenden Gefässen eine Nivellierung der Preise ein. Diese theoretische Ableitung will er sogar tatsächlich verwirklicht sehen. Genau wie zum Beispiel bei verschiedenen Meeren, die untereinander in Verbindung stehen, der Wasserspiegel in keinem höher sein kann als in allen anderen, mit dem einzigen geringen Unterschied, der durch die Bewegungen der Ebbe und der Flut gegeben ist, genau so können die Preise der Waren in verschiedenen Ländern in keinem höher oder tiefer sein als in den anderen, mit der einzigen Differenz, die durch die Höhe der Transportkosten, des Risikos des Transports, der Abgabe, bestimmt ist: „... mercè la copiosa comunicazione che fanno tra loro insieme le nazioni, fondata principalmente sul traffico, mediante il quale si fa... così regolato il prezzo alle cose in tutti i luoghi, che non molta maggior differenza si trova di quella, che dalle spese del trasporto, pericolo dei viaggi, gabelle ed altro si aggiunge al prezzo corrente delle medesime nei loro propri paesi“². Sobald der Unterschied der Preise sich über die angedeuteten Grenzen hinaus vergrössern würde, wären die Anbieter sofort bereit, die sich bietenden Gewinnchancen auszunützen, und würden durch ihre Reaktionen das nicht bestehende oder gestörte Gleichgewicht wieder herstellen. Die Konkurrenz bewirkt aber nicht nur eine Nivellierung der Preise bis auf die angedeuteten Unterschiede, sondern sie bestimmt auch die Höhe der Preise. Sie ist

¹ Della moneta, pag. 52 et s.

² Ibid., pag. 51 et s.

gegeben durch den Gewinn jenes Produzenten, der keinem weiteren mehr die Möglichkeit lässt, die Ware zu einem tieferen Preis anzubieten: „... un sì moderato guadagno... che non lascia luogo ad altri di venderlo per meno“¹. Der Preis wird auf die Höhe der Kosten zuzüglich des Gewinns des letzten am Angebot beteiligten Produzenten herabgedrückt.

Damit hat Montanari die wesentlichen Komponenten des Konkurrenzpreises deutlich erkannt. Wir sagen Komponenten und nicht Bestimmungsgründe, denn Kostenfaktoren können nicht, wie wir zeigen werden, den Preis bestimmen, sondern sie sind selbst die bestimmten Grössen, sie zeigen nur den Preis an. Grosse Preisunterschiede sind nur dort möglich, wo die Konkurrenz nicht wirksam werden kann, das heisst zwischen voneinander abgeschlossenen Märkten, zwischen jenen Ländern, die dem Welthandel fernstehen: „... di quei paesi che dal commercio universale vivono segregati, quali appunto credo siano molti Tartari dell'Asia ed i popoli più mediterranei dell'Armenia e dell'Africa...“². Diesen abgeschlossenen Märkten gereicht aber der Reichtum an Gütern, der sich in allen anderen Ländern findet und durch den Handel über alle in Verbindung stehenden Gebiete verteilt wird, nicht zum Vorteil (die Verbindung zwischen den verschiedenen Ländern wirkt nämlich nach Montanari nicht nur preisausgleichend, sondern führt auch zu einem Ausgleich des Reichtums und zu dessen Steigerung). Falls auch jene Länder einmal dem Welthandel beitreten sollten, so würden die Preise eine gewisse Zeit lang heftigen Schwankungen unterworfen sein, wie es nach der Entdeckung Amerikas der Fall gewesen ist; aber nachdem der Reichtum ausgeglichen und durch die Preisbildung ein neues Gleichgewicht hergestellt worden wäre, würde sich ein neuer Preisstand bilden, der nun aber nicht nur die vorher im Handel gewesenen Waren umfassen würde, sondern auch die neu dazugetretenen: „Che se a quelli ancora un giorno si aprisse la strada ai nostri commerci, come si è fatto col Messico, Brasile e Però e tanti altri da due secoli in qua, vedremmo bensì per qualche tempo fluttuanti li prezzi delle cose, ma finalmente, passando a noi il di più che avessero essi di comodità che a noi

¹ Ibid., pag. 52.

² Ibid., pag. 54.

mancassero, ed a loro delle nostre il medesimo, si farebbe nuovo livello e nuovo prezzo alle cose, proporzionato nuovamente non alle cose solo contrattabili che erano prima in commercio, ma a quelle ed alle altre aggiuntesi insieme“¹. Ohne im weiteren eine wirtschafts-politische These zu werden, tritt hier bei Montanari die Idee in den Vordergrund, dass das Streben nach zunehmendem Wohlstand über den Weg der Arbeitsteilung der Völker und über den Freihandel erreicht werden kann. Er drückt damit ferner aus, dass der Handel eine produktive, eine wertschaffende Aufgabe erfüllt, indem die Vermittlung des Tauschverkehrs dazu beiträgt, Mangel und Überfluss auszugleichen, das heisst, dass an einem Ort weniger wertvolle Waren durch den Handel dorthin geschafft werden, wo ihre Wertschätzung höher ist. Diese Darlegungen sind zudem ein erneuter Beweis dafür, dass Montanari zeigt, wie die Wertschätzungen bei den Kontrahenten auseinandergehen und auf beiden Seiten einen Gewinn ermöglichen. Tausch und Handel sind die Hingabe eines weniger wertvollen Gutes gegen ein wertvolleres, des Überflüssigen gegen das Notwendige.

An Hand einiger eindrucklicher Beispiele zeigt Montanari den Zusammenhang zwischen Preisen und Kosten. Dabei versteht er, diese objektiven Elemente sauber dem subjektivistischen Erklärungsprinzip ein- und unterzuordnen. Nicht die Kosten sind die den Preis eines Gutes bestimmenden Grössen, im Gegenteil: die Kosten sind von der Wertschätzung und damit von der Nachfrageseite her bestimmte und begrenzte Komponenten des Preises. Zunächst muss die Wertschätzung ein Gut wertvoll machen, bevor überhaupt zu seiner Produktion Kosten aufgewendet werden dürfen. Der Preis wird dann bei freier Konkurrenz nicht über den schon angedeuteten Grenzen über den Kosten stehen können. So erreichten zu seiner Zeit die Opale wegen ihrer Seltenheit fast die gleiche Wertschätzung wie die Smaragde und erzielten fast die gleichen Preise. Der Erfindungsgeist einiger Muraner erfand nun zufällig die Methode, künstliche Opale herzustellen, die von echten nicht mehr zu unterscheiden waren. Da jene aber nur aus gewöhnlichem Glas hergestellt wurden und die Fabrikation die Produzenten nur we-

¹ Ibid., pag. 54.

nig mehr als die Herstellung des gewöhnlichen Glases kostete, sporn-
ten die grossen Gewinnmöglichkeiten die Produzenten dazu an,
eine grosse Menge solcher falscher Opale herzustellen. Das wach-
sende Angebot führte zu einer fortwährenden Preissenkung, und
Zug um Zug, indem das Geheimnis auch in andere Hände übergang
und immer mehr künstliche Opale auf den Markt gelangten, kam
der Preis auf eine Höhe zu stehen, die den Produzenten nur noch
einen Gewinn einbrachte, der nicht grösser war als jener, den sie
auch bei der Herstellung anderer Waren hätten erzielen können:
„... ma come che vetro egli fosse, nè molto più dell'ordinario costasse
a chi le fabbricava, la grandezza del guadagno invitò a farne quan-
tità, la quantità, non trovando esito pronto a quei prezzi rigorosi,
costrinse gli artefici ad abbassare il prezzo, e successivamente, lavo-
randone sempre più e passando in più mani il segreto, restò scemato
in pochi anni sì fattamente il prezzo, che di presente non vi trovano
i Muranesi maggior vantaggio che nella composizione degli altri
smalti...“¹.

Mit einem weiteren Beispiel demonstriert Montanari ebenso
deutlich, wie die aufzuwendenden Kosten nur von der Nachfrage-
seite her ihre Berechtigung erhalten können. Auch hier nehmen die
objektiven Elemente den ihnen gebührenden Platz innerhalb der
subjektivistischen Prinzipien ein. Noch vor weniger als fünfund-
zwanzig Jahren, so schreibt er, glaubte man, keine Kupfermedail-
len des Kaisers Otto finden zu können. Wegen der hohen Wert-
schätzung wurden dann die ersten, die gefunden werden konnten,
zu sehr hohen Preisen abgesetzt. Diese enormen Preise gestatteten
einen grossen Aufwand. Man fuhr sogar nach Ägypten und nach
anderen Gebieten, wo derartige Seltenheiten weniger geschätzt
wurden, um nach ihnen zu suchen. Dabei gelang es tatsächlich, so
viele Medaillen zu finden, dass ihre Wertschätzung und damit die
Preise bis auf ein Drittel ihrer vorherigen Höhe fielen, und täglich
würden sie noch tiefer sinken, wenn nicht die Nachfrage durch
ständige Zunahme der Sammler ebenfalls steigen würde: „La gran-
dezza del prezzo ha eccitato la industria di molti, che hanno sin
passato il mare per andare in Egitto, in Soria ed in altri luoghi ove

¹ Ibid., pag. 63.

di queste rarità si fa minor conto, e se ne hanno raccolte tante, che le più perfette e meglio conservate di questo imperatore non vagliono un terzo di quello che valessero le prime, ed ogni dì valerebbero meno, se la dilettazone di questa nobile suppellettile non si fosse diffusa in tanti, particolarmente principi e signori grandi che ne fanno numerose e preziose raccolte“¹. Mit diesen Beispielen hat Montanari auf dem Weg über die Dispositionen der Produzenten den Kosten den gebührenden Platz eingeräumt. Ein Zusammenhang zwischen Preis und Kosten besteht tatsächlich. Er wird durch ein und dasselbe Prinzip erklärt.

Am umfangreichsten sind jene preistheoretischen Ausführungen, die die Veränderung des gesamten Preisstandes, des Preisniveaus, behandeln und im Zusammenhang mit geldtheoretischen Ausführungen stehen. Bevor wir diese Seite des Preisproblems weiter verfolgen können, müssen wir uns zunächst der Geldtheorie Montanaris zuwenden.

Fünftes Kapitel

Die Geldtheorie und die währungspolitischen Gedanken

1. Die Vorgänger

In der Geldtheorie hat man verschiedene Aspekte zu berücksichtigen. Wir können ihren Problemkreis mit folgenden Fragen abgrenzen: „Ist das Geld physei oder nomo, verdankt es seine Entstehung natürlichen Kräften oder menschlicher Übereinkunft? Einem wirtschaftlichen Wert oder der staatlichen Proklamation? Ist das Metall wichtiger oder der Stempel? Bleibt das Geld im wesentlichen an die Laune der Natur gebunden oder kann es von Menschen geschaffen werden? Soll die Geldauffassung sich an das Körperliche, sinnlich Wahrnehmbare halten oder an etwas Geistiges, Gedachtes? Hat der Nationalökonom oder der Jurist in der Geldlehre das entscheidende Wort zu sprechen? ... Muss man dem

¹ Ibid., pag. 64.

Gelde eigenen Wert zuerkennen oder es als blosses Zeichen ansehen, als Symbol, als Marke, als Anweisung auf wirtschaftliche Werte? Soll das Geld im Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens als Ware gelten, oder als Gegensatz zu allen Waren?¹. Schon seit dem griechischen Altertum versuchten die Schriftsteller auf diese Fragen eine Antwort zu finden. Aristoteles hob die Funktionen des Geldes als Tauschmittels und als Wertmasses schon deutlich hervor. In der Frage nach der Entstehung des Geldes dominierte bis weit in die Neuzeit hinein die Interpretation der aristotelischen Version. Der Stagyrer hatte nämlich den Gedanken ausgesprochen, dass das Geld nicht natürlichen Ursachen seinen Ursprung verdanke, sondern menschlicher Übereinkunft: „Now these expressions appear to mean simply that the medium of exchange, to be effective, must be generally accepted; and that the precious metals have this quality, not in the nature of things, but because of general esteem, which might change“². Trotzdem der Sinn des aristotelischen Satzes niemals der gewesen sein konnte, dass menschliche Satzung und Konvention den Edelmetallen erst ihren Wert als Geld verliehen hätten, wurde er in diesem Sinne interpretiert. Diese im modernen Sprachgebrauch unter dem Begriff der Konventions- oder Konsensustheorie des Geldes zusammengefasste Lehrmeinung glaubte Galiani noch im 18. Jahrhundert mit pathetischen Worten bekämpfen zu müssen. Wir werden jedoch zu zeigen haben, dass seine Stellungnahme zum grossen Teil ein Kampf gegen Windmühlen war.

Die gesamte mittelalterliche Gelddiskussion bewegte sich in den durch Aristoteles vorgezeichneten Bahnen. Eine Erweiterung und Belebung konnte die Geldtheorie erst in dem Moment erfahren, als es nicht mehr nur praktische Fragen der Münzprägung waren, die Anlass zur Problemstellung gaben, sondern die volkswirtschaftliche Rolle des Geldes. Diese wurde aber erst nach der Entdeckung der Neuen Welt und der Überflutung Europas durch den Edelmetallstrom aus Amerika und seit der Steigerung des Wirtschaftsver-

¹ Moll, Die modernen Geldtheorien und Währungssysteme, 2. Aufl., Stuttgart 1926, pag. 10 et s.

² Monroe, Monetary Theory before Adam Smith, Cambridge Mass. 1923, pag. 7.

kehrt in der Neuzeit zum Problem. Drei bedeutende Schriftsteller sind dabei in erster Linie zu nennen, die als Bahnbrecher der modernen Geldtheorie zu gelten haben: Bodin, Davanzati und Scarruffi. Durch sie ist Montanari vor allem beeinflusst worden, auf ihren Lehren aufbauend hat er seine eigene Geldtheorie errichtet.

Die geldtheoretischen Anschauungen Bodins finden sich zum grössten Teil in seiner „Response au paradoxe de Monsieur de Malestroit“¹. Malestroit hatte behauptet, dass die allgemeine Preissteigerung jener Zeit nur fiktiv, imaginär gewesen sei. Realiter hätte keine Verteuerung der Waren stattgefunden, da man zu seiner Epoche, wie schon dreihundert Jahre vorher, die gleiche Menge Edelmetall für die gleiche Warenmenge hingeben musste. Gold und Silber haben nach Malestroit einen festen inneren Wert. Glaubt man, dass eine Preissteigerung erfolgt ist, so kann die Erklärung dafür nur in dem Grunde gegeben sein, dass die Geldeinheit in ihrem Edelmetallgehalt herabgesetzt, dass die Münzen verschlechtert wurden. Die Münzverschlechterung ist seiner Auffassung nach die einzige Ursache der mithin nur fiktiven Preissteigerung, diese sei nur „une opinion vaine“. Gegen diese Behauptung Malestroits ist Bodins Antwort in erster Linie gerichtet. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger behauptet er, dass die fortwährenden Preissteigerungen nur einen hauptsächlichen Grund haben können: „La principale et presque seule (que personne jusqu'ici n'a touchée) est l'abondance d'or et d'argent...“². Neben dem Überfluss an Edelmetallen erwähnt er als untergeordnete Ursachen der herrschenden Teuerung die Monopole, die zu grosse Ausfuhr und den Luxus der Adeligen. In der zweiten Ausgabe der „Response“³ führt Bodin als fünften Grund der Teuerung die Münzverschlechterung, den einzigen Grund Malestroits, dazu. In erster Linie stellt er aber die Edelmetallmenge und die Preise in eine funktionale und kausale

¹ Jean Bodin, La response de maistre Jean Bodin advocat en la cour au paradoxe de monsieur de Malestroit, touchant l'encherissement de toutes choses, et le moyen d'y remédier, Paris 1568 (Ed. H. Hauser, Paris 1932).

² Ibid., pag. 9.

³ Im Jahre 1578 erschien eine zweite, abgeänderte Auflage der „Response“ unter dem Titel: „Discours de Jean Bodin sur le rehaussement et diminution des monnoyes tant d'or que d'argent, et le moyen d'y remédier: et response aux Paradoxes de Monsieur de Malestroit“ (Hauser, l. c., pag. 63).

Verbindung. Diese beruht jedoch nicht auf einer Gegenüberstellung von gesamter Geldmenge und gesamter Warenmenge. Bodin berücksichtigt nie diese Gesamtgrössen. Für die Wertschätzung der Waren und des Geldes und die Preisbildung prägt er nur wenige Sätze: „C'est donc l'abondance qui cause le mépris... ainsi advient-il de toutes choses“¹. Weil nun durch den Handel mit Amerika eine grosse Edelmetallmenge nach Europa gelangt ist, hat die Wertschätzung des Goldes und des Silbers eine Verminderung erfahren. Das ist der Hauptgrund der Preissteigerung. Er führt damit nur die objektive Seltenheit oder den objektiven Überfluss an. Die Nachfrage vernachlässigt er völlig. Obschon damit Bodin einen Einfluss der Geldmenge auf die Preise erkennt, ist er nicht der Begründer der Quantitätstheorie, denn seine Ausführungen und Gedankengänge weichen vom Sinn der Quantitätstheorie ab. Sie sind als unentwickelte Andeutungen einer Warenwerttheorie des Edelmetallgeldes aufzufassen, da sich seine Ausführungen auf die knappe Bemerkung beschränken, dass sowohl das Geld als auch alle anderen Waren im Überfluss im Preise sinken und im Falle des Mangels steigen. Der einzelne Preis ist somit implicite aus Angebot und Nachfrage erklärt. Eine Erklärung des Preisniveaus, wie sie die Quantitätstheorie bietet, fehlt bei Bodin. Das Verdienst Bodins glauben wir damit nicht in der erstmaligen Formulierung der Quantitätstheorie zu sehen, wie dies in der Dogmengeschichte vielfach behauptet wird², sondern seine „grosse Erfindung ist der Gedanke, dass die bonitas intrinseca des Geldes, die sich ja auf den Edelmetallgehalt stützt, als Massstab des Wertes anderer Dinge untauglich geworden ist, und zwar deshalb, weil die Bestimmungsgrundlage, der Wert der Edelmetalle, infolge ihrer mengenmässigen Vermehrung sich verändert hat“³.

¹ Jean Bodin, *La response*, pag. 10.

² Vide die Urteile von Dubois, Hauser und Bodin de Saint Laurent, die in Jean Bodin den ersten Quantitätstheoretiker sehen wollen. Wir gehen in unserer gegenteiligen Auffassung mit Gonnard und Monroe überein. Dieser führt z. B. aus: „... it is by no means true that anyone who believes in the influence of quantity on the value of money is to be classed as one of its supporters“ (Monroe, l. c., pag. 58).

³ Towbin, *Die Anfänge der Quantitätstheorie*, Diss. Basel, Basel 1939, pag. 14.

Zum Problem des Preisverhältnisses zwischen Gold und Silber äussert sich Bodin in dem Sinne, dass er die Proportion von 1 : 12 für die Vergangenheit und für die Gegenwart als nahezu zutreffend annimmt und bestätigt sieht: „... la proportion de l'or à l'argent, qui est quasi comme d'un à douze, gardée en toute l'Europe...“¹. Auf Grund seiner rudimentären Wertlehre erkennt er wohl, dass sich dieses Verhältnis ändern kann: „... en Allemagne elle vaut un peu plus de douze: car où il y a plus d'argent, il est moins prisé“². Montanari wird sich in seinem „Della moneta“ gegen Bodin wenden, da er ihn in dem Sinn interpretiert, als hätte er eine ständige, zeitliche und örtliche, unveränderte Wertrelation zwischen Gold und Silber angenommen. Wir müssen Bodin gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen, denn obwohl er an Hand des historischen Tatsachenmaterials in bezug auf die tatsächlichen Schwankungen der Proportion zu einem anderen Resultat hätte gelangen müssen, so hat er doch nie die These einer immerwährend gleichbleibenden Relation aufgestellt.

Bei Davanzati begegnen wir zum erstenmal in der Geldtheorie neuen Gesichtspunkten, nämlich der Vorstellung, dass die Geldmenge als eine einheitliche Grösse der Gütermenge gegenübersteht. In der Erklärung der Entstehung des Geldes lehnt er sich eng an Aristoteles an: „... l'oro e l'ariento alla vita nostra, per cui ogni cosa terrena è creata, poco servono per natura... gl'uomini... si sono accordati a farli da quanto tutte l'altre cose insieme, e di tutte pregio e misura e stromenti che volgono e rivolgono tutto il globo dei ben mortali“³. Es ist die Konventionstheorie des Aristoteles, erweitert durch den Gedanken, dass das Geld in seiner Gesamtheit der Gesamtmenge der Güter gegenübertritt. Damit ist Davanzati der erste geldtheoretische Schriftsteller, der die Idee der Quantitätsgleichung formuliert hat. Die Aufnahme der Konsensustheorie darf bei ihm ebenso wenig wie bei Aristoteles zu Fehlschlüssen verleiten. Die Behauptung, dass die Edelmetalle erst durch diese Übereinkunft der Menschen Wert erhalten hätten, die ihm in der Folge von Galiani in erster Linie unterschoben wur-

¹ La response, pag. 51.

² Ibid., pag. 51.

³ Lezione delle monete, pag. 20.

de, lag Davanzati fern. Worauf er besonderen Nachdruck legte, war einfach die Auffassung, dass das Geld den Gütern als wertgleich gegenübersteht. Obwohl er die Edelmetalle seinen allgemeinen wert-theoretischen Gedanken unterstellt, kommt er auf Grund dieser konventionalistischen Erklärung des Geldes zur Auffassung, dass das Geld nicht Reichtum und nicht Wert ist, sondern nur Re-präsentant des Reichtums, Wertsymbol. Unter dieser Perspek-tive betrachtet, hätte jedes beliebige Gut von den Menschen zum Geld erhoben werden können: „... poteva una cosa eleggersi e farla valere per tutte l'altre, e ogni altra dare e ricevere per un tanto di lei, quasi mezzana o fonte del valor universal delle cose, o separata sostanza e idea“¹.

Theoretisch beschränkt damit Davanzati den Geldbegriff nicht nur auf die Edelmetalle. Diese anfänglich festgehaltene Auf-fassung vermag er aber nicht konsequent durchzuführen, denn in seiner Gelddefinition anerkennt er nur die Münzform der Metalle als Geld: „Moneta è oro, ariento o rame coniato dal pubblico a pia-cimento, fatto dalle genti pregio e misura delle cose per contrattarle agevolmente“². Obwohl er theoretisch die Möglichkeit stoffwert-loser Tauschmittel anerkennt, lehnt er deren Qualifizierung als Geld ab. Diese Tauschmittel hätten nur innerhalb der Staatsgrenzen Geltung, „nè sarebbe moneta universale“, und wären nur ein Kre-ditzahlungsmittel, ein Geldsurrogat, das den Staat verpflich-ten würde, bei der Vorweisung Edelmetall zu erstatten. Davanzatis Geldauffassung ist somit metallistisch. Beim Tauschakt nimmt man die Metallmünzen hin, um das Metall, das darin verkörpert ist, zu erhalten, und nicht bloss um des Zeichens und des Namens wegen. Der Nominalwert hat damit dem Metallwert zu entspre-chen: „... tant' esser il corso, quanto il corpo... e tanto valere il metallo rotto e in verga, quanto in moneta di pari lega, e potersi a sua posta senza spesa il metallo in moneta e la moneta in metallo, quasi animal' anfibio, trapassare“³.

Da nun, wie Davanzati hervorhebt, alle Menschen arbeiten, um Glückseligkeit zu erlangen, und die Glückseligkeit darin er-

¹ Ibid., pag. 24.

² Ibid., pag. 28.

³ Ibid., pag. 46.

blicken, alle ihre Wünsche und Bedürfnisse befriedigen zu können, streben alle Menschen nach dem Geld, um mit ihm alle Dinge kaufen zu können. Von seiner generellen Gegenüberstellung von Geld und Waren aus sucht dabei Davanzati weitere Erkenntnisse abzuleiten. Zunächst einmal verhalten sich die Teile wie das Ganze: „Le parti seguon la natura del tutto...“¹. Nach der objektivistischen Gegenüberstellung von Gesamtgrössen und diesem darauffolgenden Satz erwarten wir eine proportionale, mechanische Quantitätstheorie, das heisst, eine Warenmenge, die einen bestimmten Teil der Gesamtgütermenge ausmachen würde, sollte gleich viel wert sein wie der entsprechende Teil der Gesamtgeldmenge. Diese rein mechanische Zumessung führt aber Davanzati nicht durch, denn die subjektivistischen Wert- und Preisgedanken verhindern diese Konsequenz in der Geldtheorie. Statt mit der objektivistischen Argumentation fortzufahren, lenkt er nun die Theorie auf das Individuum hinüber. Es ist die Wert- und Preistheorie, die bestimmt, wie sich der Aufwand an Geld durch das Individuum auf die einzelnen Warengattungen je nach Dringlichkeit des Bedarfes verteilt: „... quanta parte di tutta la felicità d'un regno, d'una città, d'un uomo, alcuna cosa opera e cagiona, tanta parte vale di tutt'l suo oro o lavoro, tanta ne cagiona, quant'è la sua voglia o'l bisogno“². Da, wie wir gezeigt haben, in den Bedürfnisordnungen das Gesetz einer fortwährenden Veränderung, eines „perpetuo variare“, wirksam ist, wird es unmöglich, einen rein objektivistischen Überblick über die arithmetische Proportion zu erhalten, die die Dinge und das Geld unter sich haben. Um die tatsächliche Übersicht über alle zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandenen Güter, über alles Geld und über alle Bedürfnisse zu erhalten, müsste man schon mit einem übermenschlichen Erkenntnisvermögen versehen sein: „... bisognerebbe di cielo o di qualche altissima vedetta poter guardare tutte le cose che sono e che si fanno in terra, ... perchè noi gitteremmo nostro abbaco, e diremmo, tant'oro ci ha in terra, tante cose, tant'uomini, tanti bisogni, tanti ciascheduna cosa n'appaga, tant'altre cose vale, tant'oro vale“³. Da diese Erkenntnis ausser dem Be-

¹ Ibid., pag. 32.

² Ibid., pag. 32 et s.

³ Ibid., pag. 33.

reich des Möglichen liegt, wird eine mechanische Quantitätstheorie unhaltbar. Aus der objektivistischen Gegenüberstellung der Ganzheiten kann nur der Gesamtdurchschnitt der Preise bei gegebener Warenmenge zu bestimmen sein. Dazu fügt Davanzati noch die folgende prognostische Überlegung hinzu: er denkt folgerichtig, dass infolge des ständigen Zuströmens von Edelmetallen nach Europa, wo seit der Entdeckung der Neuen Welt die Preise schon um das dreifache gestiegen sind, das Gold und das Silber so stark in ihrem Preis sinken müssten, dass man entweder etwas Selteneres als Gold zum Tauschmittel erheben oder wieder zum direkten Tausch zurückkehren müsste. Da er aber mit seiner Annahme, dass die Edelmetalle wertlos werden könnten, die Zunahme der Zufuhren überschätzt und zugleich von einer geringeren Steigerung der Produktion ausgeht, wird sein Gedankengang wohl einseitig, aber innerhalb seiner Voraussetzungen dennoch nicht falsch.

Davanzati muss sich als Wissenschaftler entschieden gegen die ethische Verurteilung des Geldes, wie sie in seiner Zeit noch an der Tagesordnung war, wenden. Die „*auri sacra fames*“ ist nicht im Geld zu suchen, sondern in den Menschen selbst. Das Ding an sich ist für ihn jenseits von gut und böse, es kann durch die Menschen zum Guten oder zum Bösen verwendet werden: „... ogni cosa ha due manichi e puossi ben'e mal prendere e adoperare...“¹. Das Geld ist für ihn eine der segensreichsten Erfindungen, „uno stromento da far ben'infiniti, se alcun l'adopera male, non l'adoperato ma l'adoperante si biasimi e si corregga“²; wenn es von den Menschen missbraucht wird, so kann das allein ihre eigene Schuld und nicht die des Geldes sein. Er vergleicht den Geldkreislauf mit dem Blutkreislauf. Wie das Blut fließt das Geld durch grössere zu kleineren Kanälen, bis hinaus zu den letzten Verzweigungen und kehrt dann über die gleichen Stufen wieder an den Ausgangspunkt zurück, „e così rigirando mantiene in vita il corpo civile della repubblica“³. Es versteht sich damit von selbst, dass ein Staat eine gewisse Geldmenge, die den Ansprüchen des Verkehrs genügt, erfordert, so wie jeder Mensch eine bestimmte Blut-

¹ Ibid., pag. 36.

² Ibid., pag. 36.

³ Ibid., pag. 38.

menge nötig hat. Von den Störungen, die den Geldumlauf behindern können, behandelt er die Münzverschlechterungen. Nachdem er die aus ihnen erwachsenden Schwierigkeiten aufgezeigt hat, gelangt er fast verzweifelt zu der Schlussfolgerung, dass es besser wäre, auf die Münzform des Metalls zu verzichten und die Edelmetalle nach Gewicht und nach Feinheit zu tauschen, wie es ehemals der Fall war und noch zu seiner Zeit bei verschiedenen Völkern der Fall ist.

Diese bedeutende theoretische Leistung auf dem Gebiete der Geldlehre wurde Montanari zu einer reichen Fundgrube und Anregung, zumal da schon das Werk Davanzatis dadurch charakterisiert war, dass jeder Gedanke einer Beeinflussung der Wirtschaft durch das Geld fehlt; die Bedeutung des Geldes liegt in seiner Eigenschaft als Tauschmittel und Preismass, es ist konkretisierter Wert.

Der erste, der in Italien eine umfangreiche Monographie über das Geld geschrieben hatte, war freilich nicht Davanzati, sondern der Reggiano Gasparo Scaruffi¹ gewesen. Sein Werk enthält aber nicht eine gründliche theoretische Stellungnahme zum Wesen des Geldes, sondern dient nur der Darlegung eines a priori postulierten, praktischen Zieles, der Vereinheitlichung der nationalen Münzordnungen. Er geht daher nicht systematisch an die Fragen heran; er untersucht nicht die Entstehung, er gibt auch nicht eine Definition des Geldes. Auch wird der Geldwert von ihm nicht wissenschaftlich analysiert. In der Hauptsache betrachtet er nur die mannigfachen Münzverschiedenheiten Italiens und die Münzverschlechterungen.

Scaruffi unterscheidet die Edelmetalle als Waren einerseits und als Geld andererseits. Im Falle der Verwendung als Geld werden Gold und Silber zum Tauschmittel und zum Massstab des Güterwertes, sie dürfen nicht mehr als Waren aufgefasst werden: „... quando sono ridotti e fatti monete, essi non si possono con ragione alcuna domandare mercanzia, per cagion di tale loro essere, imperciocchè divengono e sono fatti base, fondamento ed

¹ Gasparo Scaruffi, *Discorso sopra le monete*, ed. Custodi, parte antica, tomo II, Milano 1804. Die erste Ausgabe, Reggio 1582, trug den Titel: „L'Alitinonfo di M. Gasparo Scaruffi“.

una misura pubblica, e comune a tutti, per fare contratti di mercanzie, e di molte altre cose“¹. Die Zusammenhänge zwischen der monetären und der nicht monetären Nachfrage nach Edelmetall bleiben aber Scaruffi unbekannt, so dass die Trennung der Gebrauchszwecke, die er feststellt, ohne theoretische Verwertung dasteht. Das Geld kann seiner Auffassung nach erst in dem Moment die Funktion eines Wertmassstabes erfüllen, wenn es unter eine einheitliche Ordnung zu stehen kommt. So verlangt er „una sola moneta imperiale . . . in tutte le città e paesi sarà osservato l'ordine . . ., cioè un istessa forma, un'istessa lega, un istesso peso, un istesso numero, ed un istesso titolo di valore“². Für Scaruffi ist der Geldwert eine feste, stabile, unveränderliche Grösse, die überall durch die gleiche Einheit zum Ausdruck gebracht werden soll: „... una sola misura, giusta, reale, pubblica e commune a tutte le genti“³. Auch die Feststellung, dass das Wertverhältnis zwischen dem Gold und dem Silber ständig gleich gewesen sei und auch in Zukunft bleibe, ist ein Indiz dafür, dass er am Wertproblem völlig vorbeigegangen ist. Für diese gleichbleibende Relation zwischen Gold und Silber führt er verschiedene metaökonomische Gründe an: „... per ordine come credo così dato da Dio, ed osservato della natura; e come così anche è stato dichiarato dal divin Platone nel suo dialogo intitolato Ipparcho, ovvero dello studio di guadagnare . . .“⁴ und „... per cagione della real divisione duodenaria, che è numero perfetto“⁵.

Die Wertschwankungen des Geldes werden von Scaruffi auf die Geldveränderungen zurückgeführt, ähnlich wie es bei Mallestroit der Fall gewesen ist. Montanari wird ihn deshalb mit Recht angreifen und ihm vorwerfen, dass er die Kernfrage, die des Geldwertes, nicht verstanden hat. Das Verdienst Scaruffis liegt in erster Linie darin, dass er eine eingehende Darstellung der Währungsverhältnisse seiner Zeit gab und bessere theoretische Erkenntnisse als Widersprüche zu seinen eigenen provozierte. Was seinem

¹ Discorso sopra le monete, pag. 141 et s.

² Ibid., pag. 162.

³ Ibid., pag. 142 et s.

⁴ Ibid., pag. 84.

⁵ Ibid., pag. 94.

„Discorso“ noch einen gewissen theoretischen Wert zu geben vermag, ist der Einblick in das praktische Funktionieren der bimetalistischen Währung. Die Unveränderlichkeit des Verhältnisses zwischen Gold und Silber ist die Voraussetzung der ungestörten Funktion der Doppelwährung. Fehlt diese Bedingung, weicht das tatsächliche Verhältnis der Edelmetalle vom gesetzlich festgelegten ab, so bleibt immer nur das im Verhältnis zum anderen überbewertete Metall im Geldumlauf, was bei den häufigen Veränderungen der Münzen zu einem alternativen Monometallismus führt.

Auch die Arbeit des Neapolitaners Antonio Serra¹ bietet vom Standpunkt der Geldtheorie aus wenig Interesse. Die Hauptprobleme, denen sich Serra zuwendet, sind die Fragen der Handels- und Zahlungsbilanz, des Wechselkurses und der Wirtschaftspolitik des Staates. Die primäre Bedeutung einer grossen Geldmenge für die Volkswirtschaft steht für ihn als Axiom fest, sie dient seinen Ausführungen geradezu als Leitsatz². Auf Montanari hat Serra keinen Einfluss ausgeübt, so dass wir uns mit diesem kurzen Hinweis auf sein Werk begnügen können.

2. Die Geldtheorie

Bei der Darlegung der geldtheoretischen und währungspolitischen Ausführungen Montanaris handelt es sich für uns zunächst darum, eine Auswahl des Stoffes zu treffen. Aus dem reichen Material seiner beiden Werke nehmen wir nur jene Gedanken heraus, die im Laufe der Zeit für die Theorie von Interesse geblieben sind. Allen Erörterungen vorwiegend historischen Charakters werden wir uns nicht zuwenden.

Das erste Kapitel in Montanaris „Della moneta“ trägt die Überschrift: „Che cosa sia moneta, e delle materie con che si fab-

¹ Antonio Serra, *Breve trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento dove non sono miniere*, 1613 (ed. Custodi, parte antica, tomo I, Milano 1803).

² Vide De Viti de Marco, *Le teorie economiche di Antonio Serra*, in: *Memorie del reale istituto Lombardo di Scienze e Lettere*, vol. XVIII, Milano 1891, pag. 123: „Egli pone come verità assiomatica che giovi ai popoli e ai principi che un regno abbondi di argento, e neanche ammette che tale proposizione possa essere seriamente discussa“.

brica, e di quanta importanza ne sia l'uso all'umana società“. Bevor er zu einer gültigen Definition des Geldes gelangen kann, sieht er sich gezwungen, auf die Erklärung der Entstehung des Geldes einzutreten. Auf diesem Weg kommt er zunächst auf die Stoffe, die historisch betrachtet schon im Gelddienst gestanden haben, zu sprechen. In bezug auf die Metalle widerlegt er zunächst die Meinung Davanzatis, der in seiner „Lezione delle monete“ den Standpunkt vertreten hatte, dass das Kupfer in der Antike das erste Metall gewesen sei, das zu Geld deklariert worden war. Montanari greift in einer eingehenden historischen Darstellung auf verschiedene ältere Quellen zurück, die auf die Metallverwendung zu Geldzwecken hindeuten. Dass für das Zeitalter der Römer das Kupfer das erste Metall war, das zu Münzen geprägt wurde, will auch er als wahrscheinlich gelten lassen, denn den Aussagen von Livius, Plinius, Plutarch und anderen steht keine ihm bekannte widersprechende Aussage gegenüber. Man hat zwar mit der Verwendung von Gold und Silber in nicht geprägtem Zustand zu tauschen begonnen. Die Edelmetalle wurden zunächst nur zugewogen und erst später als das Kupfer gestempelt und zu Münzen geprägt. Dabei war es Servius Tullius, der zum erstenmal diesen Akt vornahm, und zwar, um durch den staatlichen Befehl allem Betrug vorzubeugen: „... per ovviare alle fraudi con la pubblica autorità“¹. In der Münzform ist das Metall gestückelt und gestempelt, das heisst auf Feinheit und Gewicht beglaubigt. Montanari gibt dazu gleich die etymologische Deutung der lateinischen und griechischen Geldbegriffe. Von jenem Geld des Servius Tullius, auf dem ein Schaf aufgestempelt war, leitet sich der Name „pecunia“ ab: „... trasse... dunque dalla pecora il primiero nome di pecunia appresso i Latini, che dai Greci fu detta nomisma, da nomos, che legge o pubblica determinazione vuol dire; onde hanno poi anco i Latini fatto nummus, e fu detto anco peculio l'avere di ciascuno, così in moneta come in altre cose valutabili, con tanto maggior ragione, quanto di quei tempi in poco altro consistevano le ricchezze dei Romani che in greggie e mandre“².

Den tatsächlichen Zeitpunkt genau festzulegen, da zum ersten-

¹ Della moneta, pag. 26.

² Ibid., pag. 26 et s.

mal überhaupt irgend ein Metall geprägt wurde, findet er sehr schwierig, denn das überlieferte historische Material vor den Griechen und Römern ist nur spärlich und mit Vorsicht aufzunehmen. Die sicherste Vermutung für ihn ist, dass dieses Geheimnis vorläufig noch ungelüftet bleibt. Fest steht allein die Tatsache, dass der direkte Tausch von Ware gegen Ware bei den Völkern schon sehr früh überwunden und der Tauschakt in die Teile des „vendere“ und des „comprare“ zerlegt wurde. Dabei sind historisch ausser den Metallen noch unzählige andere Stoffe zu nennen, die als Geld gedient haben. Montanari schildert eingehend den Gebrauch von Eisen, Zinn, Blei, dann von Porzellan, Korallen, Muscheln, mit königlicher Unterschrift versehenem Papiergeld, Salz und Kakaobohnen als Tauschmittel. Die Verwendung der Edelmetalle und dazu des Kupfers zu Geldzwecken ist allerdings am verbreitetsten geworden, und oft haben auch die übrigen genannten Stoffe nur zur Herstellung des Scheidegeldes gedient, während nur die Edelmetalle die Rolle des vollwertigen Geldes innehatten.

Die Erklärung, die Montanari für die Entstehung all dieser Stoffe als Geld gibt, ordnet sich zunächst einmal ein in seine allgemeinen theoretischen Prinzipien. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass er im Geld eine Schöpfung des menschlichen Intellekts erkennt: „... la Divina sapienza e bontà, che all'ingegno degli uomini infuse tra gli altri, i semi di così feconda invenzione qual fu quella della moneta ...“¹. Das Geld ist für ihn eine aus den Anlagen des Geistes des Menschen herausgewachsene, natürliche Erscheinung. Wenn er von einer Erfindung des Geldes, von einer „invenzione“, spricht, so meint er dabei in erster Linie die Wahl eines allgemein beliebten und geschätzten Gutes zum Gelddienst. Dabei handelt es sich um einen Prozess der Entwicklung vom Tauglichen zum Tauglicheren. Aus diesem Grund sind die Edelmetalle zum universellsten und allgemein verbreitetsten Stoff geworden, der im Gelddienst steht. Denn im Verhältnis zu den übrigen Geldstoffen sind sie vor allem durch zwei Eigenschaften ausgezeichnet: sie sind äusserst wertbeständig im Vergleich zu allen anderen und sind ein Gut von universeller Absatzfähigkeit: „... l'oro e l'ar-

¹ Ibid., pag. 40.

gento sono i metalli che camminano nella stima degli uomini più proporzionatamente, e sono quelli... che sono per tutto il mondo più universalmente accettati"¹. Auf die technischen Bedingungen der Metalle tritt er nicht näher ein. Vor allem haben die Geldstoffe einen Wert, bevor sie als Geld verwendet werden können, und auch als Geld haben sie noch einen Zusammenhang mit ihrem Stoffwert, denn Wert ist nichts anderes als die Wertschätzung, die wir den äusseren Gütern, seien sie nun Geld oder Waren, entgegenbringen. Wenn Montanari im weiteren einmal dazu kommt, vom „jus delle genti“ zu sprechen, das die Edelmetalle allgemein zum Geld erhoben habe, so will er damit nur zum Ausdruck bringen, dass es die ökonomischen und technischen Qualitäten gewesen sind, die, vom menschlichen Intellekt einmal entdeckt, dazu beigetragen haben, die Edelmetalle zu dem unter den Völkern allgemein verwendeten Geldstoff zu machen: „Onde pare, che possa dirsi che all'oro ed argento dà la valuta il jus delle genti, o sia il comune consenso delle nazioni, del quale non ha potere un principe particolare“². Die Edelmetalle sind somit ganz natürlich, spontan zum Tauschmittel geworden, ihr Wert stammt vom Verkehr her, er war schon da, lange bevor es möglich wurde, ihn rechtlich zu regeln, und es steht damit nicht im Belieben eines einzelnen Staates, eine besondere Bewertung vorzunehmen.

Die Geldauffassung Montanaris bleibt aber hier nicht stehen. Die Einsicht, dass nicht nur die wertvollen Edelmetalle, sondern auch weniger geschätzte Güter, ja geradezu wertlose Stoffe, als Geld Dienst leisten konnten, lässt ihn in seiner Definition des Geldes weit über den Rahmen des Edelmetallgeldes hinausgehen und zu ganz modernen Gesichtspunkten gelangen. Er sieht das Wesen des Geldes nicht in einem bestimmten Stoff, sondern in der Erfüllung der dem Geld immanenten Funktionen: „... sebbene il nome moneta, che nacque nella lingua latina a monendo, quasi l'effigie sua ammonisca del valore e stima sua, onde pare che non possa dirsi moneta, se non è coniata, io mi valerò nulladimeno di questo nome più genericamente, comprendendo ciascuna cosa che allo stesso uffizio sia stata o sia destinata e in uso posta“³. Auf Grund

¹ Ibid., pag. 120.

² Ibid., pag. 118.

³ Ibid., pag. 32.

dieser von den Funktionen des Geldes abgeleiteten Geldkonzeption kommt er zu folgender Definition des Geldes: „... moneta è qualunque metallo o altra cosa, che coniata o in altro modo autenticata dalla pubblica autorità serve di prezzo e misura delle cose contrattabili per facilità di commercio“¹. Neben den ökonomischen Funktionen des Tauschmittels und des Wertmasses erkennt er also die juristische des Zahlungsmittels für den Geldbegriff als relevant an. Auf diesen rechtlichen Aspekt, auf den Einfluss der öffentlichen Bestätigung und den staatlichen Befehl als Merkmal des Geldes, legt er starkes Gewicht.

Die Abweichung seiner Auffassung vom Geld gegenüber den Lehren seiner Vorgänger weist Montanari an Hand einer Auseinandersetzung mit der Gelddefinition Davanzatis nach. Im Gegensatz zu diesem schränkt er das Geld nicht nur auf das Edelmetallgeld ein und stellt vor allem auch nicht die Forderung, dass das Geld über die Grenzen des einzelnen Staates hinaus angenommen werden müsse, dass es von universeller Absatzfähigkeit sein muss, wie die Edelmetalle: „Io mi sono alquanto scostato in questa definizione da quella del Davanzati, che non ha voluto per moneta se non quella che d'oro o d'argento o di rame sia fatta, comechè le altre manchino di quella universalità d'essere per tutto accettate che alla essenzialità della moneta è necessaria“². Wenn man aber so weit gehen und das Wesen des Geldes in seiner allgemeinen Annahmefähigkeit sehen will, warum sollte man in diesem Falle nicht auch das Kupfergeld vom Geldbegriff ausschliessen, da es ausserhalb der Staaten, in denen es geprägt wird, keine Annahme findet? Warum soll man jenem Stoff, der die gleichen Funktionen ausübt wie jener, der als Geld aufgefasst wird, die Geldqualität absprechen: „Perchè negarne il nome a quella cosa che fa lo stesso uffizio, e serve in tutto e per tutto a quegli usi, ai quali sono destinate le altre che di tal nome si pregiano?“³. Weil er das Wesen des Geldes in seinen Funktionen sieht und zu diesen auch die des Zahlungsmittels gehört, kommt er zu einer Auffassung, die auch die Bedeutung des Staates für das Geld einbezieht: „Io per me pongo l'essenza della moneta... nel-

¹ Ibid., pag. 32.

² Ibid., pag. 32.

³ Ibid., pag. 32 et s.

l'essere a tale ufficio destinata ed autorizzata dal principe, sicchè almeno nei luoghi ov'egli comanda ella corra, e come tale serva di prezzo e misura del valore delle cose contrattabili“¹.

Montanari fasst damit zugleich den Geldbegriff viel umfassender, losgelöst von einer bestimmten Stoffgrundlage. Alle die Geldstoffe, die er in der historischen Darstellung aufgezählt hat, haben die Geldqualität, denn sie haben die dem Geld wesentlichen Funktionen erfüllt, das heisst sind Tauschmittel, Wertmass und Zahlungsmittel gewesen. Welchen Namen würde wohl Davanzati jenem Leder-, Papier- oder sonstwie vom Staat gezeichneten Zettelgeld gegeben haben, das gewisse Fürsten infolge Mangels an Edelmetallgeld geprägt haben, allerdings mit dem Versprechen, es später wieder in solchem einzulösen? Denn während diese Papierscheine im Umlauf waren, fehlte ihnen kein Merkmal, das ihnen die Geldqualität entzogen hätte: „...frattanto che esse ebber corso, nulla loro mancò di ciò che ad esser vera moneta si richiedeva, mercechè per autorità e comando del principe niuno le ricusava per prezzo di qualunque cosa si contrattasse“². Handelt es sich in diesem Falle um Kreditgeld, so weist Montanari darüber hinaus verschiedene historische Beispiele nach, die seine theoretische Auffassung bestätigen und die Möglichkeit eines wertlosen Stoffes beweisen, dessen Geltung jeden unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kredit verloren hat. Für diesen Fall liegt das Hauptgewicht auf dem staatlichen Befehl, der dieses stoffwertlose Geld in Ermangelung eines realen Wertes dennoch funktionsfähig macht. Seine Quelle ist nicht mehr der Kredit, sondern der autoritäre Nennwertbefehl des Staates. In diesem Fall ist es die proklamatorische Geltung, die das Wesen des Geldes bestimmt: „...onde con ragione quest'autorità del principe si può dire la vera ed unica forma che dà l'essere alla moneta, siasi qualunque la materia che deve riceverla“³.

Dieses stoffwertlose Geld vergleicht er mit dem Wechsel, dem Check und dem Giralgeld⁴. In logischer Konsequenz dieser Geld-

¹ Ibid., pag. 33.

² Ibid., pag. 34.

³ Ibid., pag. 35.

⁴ „... nè vi è quasi differenza dall'uso di esse all'uso delle polizze dei mercanti, con le quali girano i pagamenti fra loro senza contare il più delle volte monete in

auffassung kommt er dazu, theoretisch dem staatlichen Nennwertbefehl die entscheidende Rolle zuzuschreiben, indem er, trotz dem praktischen Vorwalten des Edelmetallgeldes und einer Bindung des Nennwertbefehls an bestimmte ökonomische Gesetzmässigkeiten, zur Aufstellung der Hypothese kommt, dass in einem autarken Staat jeglicher Stoff als Geld dienen könnte, und dass die Geltung nur auf dem Nominalwert beruhen würde: „Se uno stato fosse così vasto e così abbondante delle cose al vivere umano bisognevoli e li desideri dei suoi abitanti così moderati, che di ciò che egli produce si contentassero, onde non avessero bisogno di contrattare con gli estranei, non vi ha dubbio, che potrebbe il principe battere qual moneta volesse e valutarla a suo piacere, perchè i suoi popoli ricevendo per autorità sua le monete al prezzo che egli imponesse, e per altrettanto sempre fra loro spendendole, non ne risentirebbero perdita od aggravio veruno“¹. An einer anderen Stelle schränkt er diese absolute Formulierung in dem Sinn ein, dass er auch für das Beispiel seiner Abstraktion den Nennwertbefehl an dem Vertrauen der Wirtschaftssubjekte in die Ordnung des Geldwesens seine Schranken finden lässt. Die staatliche Geltung wird nur solange von Bestand sein können, als das Geld allgemein angenommen wird, „mentre comunemente fra loro sono accettate“². Solange dies der Fall ist, wird das Papiergeld genau so wie das Metallgeld Wert haben können: „... si valutano quelle di carta al pari di quelle d'ogni metallo, conforme la valuta il re“³. Der betreffende Staat müsste sich somit einer Inflation enthalten und die Ausgabe des stoffwertlosen Geldes auf das volkswirtschaftlich geforderte Mass beschränken. Dann würde es wie das Metallgeld in Zahlung genommen. Ein solcher Staat hätte den „Stein der Weisen“ entdeckt, denn seine Unterschrift und sein Befehl könnten nach seinem Belieben Geltung erreichen und bewahren: „Perciò quel principe, i sudditi del quale non contrattassero con gli esteri, potrebbe dar valore alle sue monete con-

gran numero, servendo in luogo di quelle il credito di quel mercante che si è formato debitore colla sua sottoscrizione, oppure le partite di banco-giro in quelle città ove si costuma“ (Della moneta, pag. 105).

¹ Breve trattato del valore delle monete, pag. 312.

² Della moneta, pag. 104.

³ Ibid., pag. 105.

forme lui piacesse senza far pregiudizio ai sudditi, e potrebbe dire d'aver la vera alchimia e la vera pietra filosofale, mentre la sua sottoscrizione varrebbe tanto, quanto a lui paresse di valutarla"¹.

Als klassische Illustrationsbeispiele seiner theoretischen Konzeption und der Möglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung führt Montanari China und Sparta an, die in ihrem inneren Geldverkehr durch lange Zeiten hindurch nur Papier- bzw. Eisengeld gekannt hatten. Für die Begleichung der Auslandsschulden mussten allerdings auch jene beiden Staaten Edelmetalle zur Verfügung haben, denn die anderen Geldarten hatten an der Staatsgrenze auch die Grenze ihrer Geltung. Da aber der Aussenhandel sehr gering war und die Nachfrage nach Edelmetallen für den inneren Geldgebrauch gänzlich wegfiel, war genügend Edelmetall für die Bezahlung der ausländischen Verpflichtungen vorhanden. Für seine Zeit kann sich allerdings Montanari weder ein dermassen autarkes Wirtschaftsgebiet, wie es China gewesen ist, noch ein so genügsames Volk, wie es die Spartaner gewesen sind, vorstellen: „Ma nè siamo noi nella Cina, nè se vi furono, vi sono oggi popoli che di vivere alla Spartana siano contenti. . . è necessario ad ogni stato, per grande ch'egli sia, il commercio con gli altri stati“². Praktisch sind damit nahezu alle Staaten zum Edelmetall als dem über alle Nationen hinweg akzeptierten Geldstoff übergegangen.

Theoretisch ist es Montanari gelungen, den Geldbegriff von seiner metallischen Grundlage zu lösen. Er hat gezeigt, dass nicht der Stoff und die ökonomischen Funktionen allein, sondern auch die juristische des Zahlungsmittels zum Wesen des Geldes notwendigerweise hinzugehört. Er ist damit nicht orthodoxer Metallist, wie es noch Davanzati gewesen ist, der nur einen vom Stoffwert abhängigen Geldwert anerkannt hat. Der ursprüngliche Entstehungsgrund und der ursprüngliche Wert des Geldes sind freilich auch nach Montanaris Auffassung im Geldstoff zu suchen. Erst nach einer langen Zeit, nachdem „die grosse Masse des Geldes durch den Gelddienst dauernd dem Gebrauchsdienst entzogen ist, könnte sich aus dem Gelddienste ein besonderer Tauschwert des Geldes bilden, der vom Gebrauchswerte des Geldstoffes unabhängig

¹ Ibid., pag. 105.

² Breve trattato, pag. 313.

wäre“¹. Dabei können nicht nur Kreditzahlungsmittel, sondern auch reines Papiergeld Wert haben. Es können „Werturteile abgegeben werden unter Benutzung der nominalen nur historisch definierten Werteinheit“². Obwohl auch Montanari theoretisch die Möglichkeit einer Nominalität des Geldwertes vertritt, ist für den praktisch bedeutsamen Fall, dem er sich zuzuwenden hat, den Fall, in dem die Edelmetalle die Grundlage der Währung bilden, die Nominalität des Geldwertes in der Regel ausgeschlossen. Die Geldeinheit ist hier nicht nominal definiert, wie es bei stoffwertlosem Geld der Fall ist, sondern wird in einer bestimmten Menge eines werthaltigen Stoffes zum Ausdruck gebracht. Für das Edelmetall trifft damit nicht zu, dass „in Wahrheit aber das Geld keinen Preis hat, sondern in ihm der Preis bezahlt wird“³.

Die Bedeutung des Geldes sieht Montanari in den Funktionen, die es erfüllt. In erster Linie ist es die Tauschmittelfunktion, die dazu beigetragen hat, die verkehrswirtschaftliche Verbindung der entferntest gelegenen Weltteile zu ermöglichen. So ist die ganze Erde gleichsam zu einer einzigen Stadt geworden, in der ein jedes Gut, das durch Grund und Boden und durch menschliche Arbeit produziert wird, auf den Markt gelangt, und wo jeder Einzelne mit dem Geld von seinem eigenen Standort aus an allen Gütern der Erde teilhaben kann: „... cui mediante si è così fattamente diffusa per tutto il globo terrestre la comunicazione dei popoli insieme, che può quasi dirsi esser il mondo tutto divenuto una sola città in cui si fa perpetua fiera d'ogni mercanzia, e dove ogni uomo di tutto ciò che la terra, gli animali e l'umana industria altrove producono, può mediante il denaro stando in sua casa provvedersi e godere“⁴. Die Verwendung des Tauschmittels bildete die Voraussetzung für die Entwicklung des Verkehrs und für den Fortschritt der Menschheit überhaupt, denn die dem Zustand der Naturalwirtschaft eng gezogenen Grenzen der Entwicklung konnten erst mit dem Aufkommen der

¹ Wieser, Art. „Geld“, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 4. Bd., Jena 1927, pag. 700.

² Wagemann, Allgemeine Geldlehre, I. (einz.) Bd., Theorie des Geldwerts und der Währung, Berlin 1923, pag. 71.

³ Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, pag. 189.

⁴ Della moneta, pag. 40.

Geldwirtschaft gesprengt werden: „Potrei qui facilmente diffondermi tessendo lunghi encomi a questa saggia e comodissima invenzione, enumerando a lungo gli emolumenti che ne ha tratto l'uman genere, così nelle scienze e nell'arti, l'aumento delle quali tutto pende dalla comunicazione dei popoli anche lontani, comme nelle comodità stesse che meno disastrosa la vita ci rendono, le quali dal commercio di tutta ormai la terra insieme hanno l'origine"¹. Montanari verzichtet darauf, alle segensreichen Wirkungen des Geldes hervorzuheben und sich dabei im Unendlichen zu verlaufen. Für die weittragende Bedeutung als Tauschmittel genügt ihm vollauf der Hinweis auf den Naturaltausch, bei dem ein jeder den Tauschpartner auffinden müsste, der gerade das ihm überflüssige Gut nötig haben würde, und zwar gerade in den gegenseitig zur Verfügung stehenden Quantitäten: „... consideri gl'incomodi che ne nascerebbono se dovessimo ciascuno di noi andar cercando a chi avanzasse ciò che a noi manca, e per mezzo di puro baratto aggiustare il contratto con altre cose nostre, di cui quegli abbisognassero"².

Das Geld überwindet den Naturaltausch nicht nur dadurch, dass es zum allgemeinen Tauschmittel wird, sondern auch im Hinblick auf seine Funktion als allgemeiner Wertmassstab und Preisausdrucksmittel. In diesen Funktionen liegt die ökonomische Bedeutung des Geldes. Das Geld ist für Montanari nicht Reichtum oder produktionsförderndes Anreizmittel. Das Geld ist nur Repräsentant des Reichtums, Mittel zu seinem Umsatz. Gerade die ökonomischen Funktionen des Geldes sind aber von einer derartigen Bedeutung für den Verkehr, dass der Staat die einzige Instanz ist, der ein für das Zusammenleben der Menschen so wichtiges Amt, die Ordnung und die Gesetze für das Geldwesen zu erlassen und einzuhalten, ohne Gefahr des Missbrauchs anvertraut werden kann: „Fu sino dai suoi principi la moneta in istima di cosa sacra al mondo, e gli erari pubblici, non meno che le zecche, custoditi furono nei tempi più venerati o per lo meno ebbero per sè venerazione, avendo tutte le nazioni riserbato unicamente all'autorità dei loro principi o senati la facoltà di battere monete"³. Es ist eine der bedeutungsvollsten Aufgaben des

¹ Ibid., pag. 18.

² Ibid., pag. 19.

³ Ibid., pag. 35.

Staat, eine gute Regelung des Geldwesens zu wahren, „sulle quali la fede pubblica di tutto l'umano commercio si appoggia“¹.

In der Theorie des Geldwertes kommt die Auffassung über das Wesen des Geldes deutlich zum Ausdruck. So stoßen wir bei Montanari einerseits auf quantititätstheoretische Gedanken, die das Geld in seiner Gesamtheit den Waren gegenüberstellen, andererseits auf eine Warenwerttheorie als einen Spezialfall der allgemeinen Wertlehre, bezogen auf das Edelmetallgeld.

Die quantititätstheoretische Auffassung ergibt sich für Montanari direkt aus der Tauschmittel- und Preismassfunktion des Geldes, „als analytisches Urteil, aus der Definition des Preises“². Wenn der Preis der in Geld ausgedrückte objektive Tauschwert eines Gutes ist, dann tritt das Geld als Symbol allen übrigen Gütern gegenüber: „... queste considerazioni mi hanno reso facile a sottoscrivere all'opinione di Bernardo Davanzati, che... si sforzò di provare, che tutte le comodità degli uomini che sono fra loro in commercio, comprese insieme, tanto vagliono quanto l'oro, l'argento ed il rame coniato che pure fra loro corre in commercio“³. Nur aus einer symbolischen Auffassung des Geldes heraus konnte diese Gegenüberstellung und Gleichstellung von Geld- und Warenmenge erfolgen. Es hat darum innerhalb der quantititätstheoretischen Gedanken zunächst keinen Sinn mehr, auf die besondere Art des Geldes Rücksicht zu nehmen. Sie gelten für alle Geldstoffe, und die Unterscheidung zwischen den besonderen Geldstoffen erübrigt sich vorderhand. Die Besonderheit dieser Gegenüberstellung ist dabei deutlich zu berücksichtigen. „Vielfach hat man die Anwendung des Satzes von Angebot und Nachfrage auf das Geld selbst als eine Form der Quantitätstheorie bezeichnet, während es sich in Wirklichkeit um nichts anderes handelt, als um eine Warenwerttheorie des Geldes... Die eigentliche Quantitätstheorie... stellt das Geld den Waren gegenüber. Sie zeigt es nicht als eine besondere Warenart, sondern vielmehr als einen Gegensatz dazu“⁴. Obwohl die Quantitäts- wie die Warenwerttheorie zu den gleichen Resultaten führen, so sind sie doch prinzipiell auseinanderzuhalten.

¹ Ibid., pag. 37.

² Wagemann, l. c., pag. 130.

³ Della moneta, pag. 45.

⁴ Wagemann, l. c., pag. 128 et s.

Der Kern- und Grundgedanke der Quantitätstheorie liegt darin, dass die Geldmenge auf die Höhe der Preise einen entscheidenden Einfluss hat. Über diesen Grundgedanken und über die generelle Gegenüberstellung von gesamter Geldmenge und gesamter Warenmenge herrschen keine Meinungsverschiedenheiten in der Geldtheorie. Die mathematische Formulierung der Gleichung ist als Theorie logisch unanfechtbar. Sie drückt aber lediglich die sogenannte Quantitätsgleichung aus. Darin ist einfach die Gesamtgeldmenge der Summe aller bezahlten Preise gleichgesetzt. Die Preise sind in dieser Gleichung eine Voraussetzung und können durch sie nicht erklärt werden. Es „kann auch aus dieser Gleichung als solcher in bezug auf die kausale Verknüpfung dieser Größen nichts gefolgert werden“¹. Sie hat zur Wirklichkeit nur eine Beziehung *ex post*. Erst die Hervorhebung der Kräfte, die diese Gleichung zustande bringen, die Art der Formulierung des Zusammenhanges zwischen Geldmenge, Gütermenge und Preisen macht das aus, was wir die Quantitätstheorie nennen: „In der dynamischen Deutung ihrer Behauptung liegt also der Kern, das Schwergewicht der Quantitätstheorie“². Mit der Quantitätstheorie erhält die nichtssagende Gleichung ihren erklärenden Inhalt.

Die miteinander in Beziehung gesetzten Grössen haben im Laufe der Entwicklung eine Veränderung erfahren. Für die Geldtheoretiker bis zum 18. Jahrhundert war die Geldmenge zum Beispiel praktisch auf die Menge des vorhandenen Edelmetallgeldes beschränkt³. Der Gedanke der Geldmenge war damit an den konkreten,

¹ Amonn, Der Streit um die „Quantitätstheorie“ und die Möglichkeit inflationistischer Preissteigerungen (Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, 79. Jahrgang, 1943), pag. 3.

² Kirmaier, Die Quantitätstheorie, Jena 1922, pag. 13.

³ Montanari kommt in einem Zusammenhang kurz auf den Giroverkehr der Kaufleute zu sprechen und auf die mögliche Vermehrung der Geldmenge durch diese Geldart: „...il banco-giro che in molte città mercantili si è introdotto e che serve a comodo dei mercanti, i quali invece di contar moneta ai lor creditori assegnano con una partita su quei libri tanto del credito che hanno quivi (sicchè si vanno del continuo girando quelle partite senza dar mano al denaro che è stato dai medesimi a questo fine depositato)“. Es bleibt ein bestimmbarer Teil der Depositen der Kaufleute auf der Bank liegen, weil das Bargeld im Handelsverkehr nicht mehr nötig ist. Der Ausgleich der Schulden und Forderungen geht nur noch über die Federstriche der Bankbeamten vor sich, die die Buchungen vor-

zirkulierenden Geldvorrat gebunden. Die moderne Geldverfassung hat sich von der metallischen Grundlage gelöst, und die moderne Geldtheorie geht nicht mehr von einem starr vorhandenen Geldvorrat aus, sondern auch von verschiedenen Kreditzahlungsmiteln, um das Wesen der Geldmenge zu erfassen.

Auf den ersten Anblick hin scheinen sich die Quantitätstheorie und die subjektivistische Wert- und Preislehre auszuschliessen. Diese Bedenken müssen aber sofort wegfallen, denn obwohl die Quantitätsgleichung eine objektivistische Gegenüberstellung ist, so sagt sie selbst zur Erklärung der Preise nichts aus. In der Deutung des Zusammenhanges der Grössen der Gleichung ist es möglich, subjektivistischen Erklärungsprinzipien den gebührenden Platz einzuräumen. Je nach der Art der Formulierung kann damit die Quantitätstheorie mit den Gesetzen der subjektivistischen Wert- und Preistheorie in Übereinstimmung bleiben oder aus ihrem System herausfallen. Eine mechanische Quantitätstheorie, die nur mit objektiven, globalen Grössen operiert und aus ihnen allein das Preisniveau zu erklären sucht, würde sich mit den Prinzipien der subjektivistischen Theorie nicht mehr vertragen. Das Individuum als Bezugspunkt des wirtschaftlichen Handelns wäre in seiner Bedeutung ganz an die Peripherie gedrückt, ja gänzlich auf die Seite geschoben. Eine haltbare Quantitätstheorie muss deshalb versuchen, die Dispositionen des Einzelnen ihrem Gedanken einzuordnen. Der quantitätstheoretische Gedanke ist „theoretisch logisch richtig, aber es gilt die Geldmenge, die den Geldwert bestimmen soll, immer im Zusammenhang mit den Preise fordernden Anbietern und den Preise zugestehenden Nachfragern wirksam zu sehen, nicht mit objektiven unpersönlichen Mengen“¹. Im Sinne einer Transponierung des Zusammenhanges zwischen globaler Geldmenge und Preisniveau über das Individuum ist der quantitätstheoretische Gedanke auch für die subjektivistische Lehre haltbar.

In erster Linie drängt sich einmal die Beschränkung der einander gegenübergestellten Gesamtmengen auf die tatsächlich im

nehmen. So kann dann zum Beispiel der Staat für die ungenutzt liegenden Beträge als Schuldner bei der Bank einspringen (*Della moneta*, pag. 109 et s.).

¹ Zwiedineck-Südenhorst, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Berlin 1932, pag. 193.

Verkehr auftretenden Mengen auf. Bei Montanari können wir diese notwendige Erkenntnis, im Gegensatz zur erstmaligen Formulierung der Quantitätstheorie bei Davanzati, feststellen. Obwohl er sich ausdrücklich der Meinung Davanzatis anschliesst, interpretiert er seinen Vorgänger doch nach einer von dessen eigener Auffassung abweichenden Richtung. Davanzati hatte die Gesamtheit des vorhandenen Geldes und die Gesamtheit der vorhandenen Waren einander gegenübergestellt, bei Montanari sind es nur das tatsächlich in den Verkehr gelangende und umlaufende Geld und die auf den Markt gelangenden Waren: „l'oro... che... corre in commercio“ und „le comodità degli uomini che sono fra loro in commercio“¹. In dieser theoretischen Formulierung liegt insofern ein Fortschritt, als die nicht auf dem Markt erscheinenden Geld- und Gütermengen, die auf die Bildung des Preises keinen direkten Einfluss haben, ausgeschaltet sind und damit die Bedeutung der Horte zum erstenmal angedeutet wird.

Die theoretisch-analytische Betrachtung erfordert notwendigerweise die getrennte Behandlung der zwei Seiten der Gleichung unter der Klausel des „*ceteris paribus*“. Montanaris Denkvermögen hat in diesem Punkt die Methodik theoretischer Erkenntnis sauber erfasst, er zeigt sich als ein logisch, Zug um Zug fortschreitender Theoretiker. So betrachtet er im zweiten Kapitel zunächst die Wirkungen einer sich verändernden Geldmenge auf eine gleichbleibende Warenmenge: „Della proporzione della moneta alle cose vendibili, considerata universalmente“, um dann im folgenden Kapitel die Wirkungen einer sich verändernden Warenmenge bei konstant bleibender Geldmenge eingehender und ausführlicher zu untersuchen: „Dell'alterazione che ricevono i prezzi delle cose dall'abbondanza o rarità delle medesime, data la stessa quantità di monete nel mondo“. Zunächst legt Montanari an Hand der Idealkonstruktion einer belagerten Stadt den Zusammenhang zwischen Geldmenge und Gütermenge dar. Vorausgesetzt, dass es möglich wäre, immer die gleiche Gütermenge zu erhalten, würde in den Güterpreisen keine Veränderung stattfinden, solange die umlaufende Geldmenge nicht verändert würde. Nun findet aber in diesem Fall trotz der gleichblei-

¹ Della moneta, pag. 45.

benden Geldmengen eine Preisveränderung statt, weil die Gütermenge starken Veränderungen unterliegt. Und zwar handelt es sich um eine eigentliche Preisumwälzung, eine Preisrevolution: „...onde come negli assedi appunto avvenir suole, che mancano a poco a poco gli alimenti, rimanendo pure la stessa quantità di moneta in commercio, così non è maraviglia, se maggior proporzione di essa a quei pochi alimenti per loro prezzo si deve, perchè maggiore ne diviene il bisogno in proporzione di essa moneta che abbiamo“¹.

Die Einordnung des quantitativ-theoretischen Gedankens in das Prinzip der subjektivistischen Wertschätzungen führt Montanari somit dazu, eine grundlegende Umwälzung der früheren, der normalen Preisverhältnisse festzustellen. So stark wie nun die Luxuswaren im Preise fallen, ebenso heftig steigen die Preise der für die Erhaltung des Lebens wichtigen Güter: „...quanto scemano di prezzo le cose meno necessarie, altrettanto crescono quelle che al viver nostro sono importanti“². Die auf „seiten des Geldes“ wirkenden Faktoren haben in diesem Fall auf die Preisbildung der einzelnen Güter keinen bestimmenden Einfluss, sondern nur die subjektivistischen Bestimmungsgründe, die Wertschätzungen von der „Warensseite“ her. Das Geld gibt nur für den veränderten Wert der Waren einen veränderten Preisausschlag. Eine Abnahme der Warenmenge bei konstant bleibender Geldmenge, wie andererseits eine Vermehrung der Geldmenge bei konstanter Warenmenge, hat damit nicht zur Folge, dass alle Preise im Verhältnis der vor sich gegangenen Veränderungen steigen, dass also einfach eine proportionale Steigerung der Preise nach dem Gleichungsschema eintritt. Es sind nicht objektive Ursachen, die das Wie der Umwälzung der Preise bewirken und die veränderten Daten wieder ins Gleichgewicht bringen, sondern nur die subjektiven Werturteile. Aus der Quantitätsauffassung folgt wohl als logische Konsequenz, dass „ceteris paribus“ auf die Dauer einer Geldvermehrung eine Änderung der Güterpreise folgen muss. Da aber Montanari dem subjektivistischen Gedankengut verpflichtet ist, kommt er nicht auf die schiefe Bahn, die in der Quantitätstheorie nur allzu nahe liegt, und die zum Beispiel von Hume mit aller Deutlichkeit und Folgerichtigkeit beschritten wurde, indem er behauptet,

¹ Ibid., pag. 47.

² Ibid., pag. 47.

tete, dass logischerweise über kurz oder lang sich alle Preise einer Geldmengenänderung in den gleichen Proportionen anpassen müssten, dass eine Änderung der Geldmenge folglich nur die an sich gleichgültige, weil nominelle absolute Höhe der Preise, nicht aber den relativen Preisstand berühren könne¹. Mithin hätten Geldmengen und auch Geldwertänderungen allenfalls rechnerische, aber keinerlei praktische Bedeutung.

Diese rein mechanische Auffassung der Quantitätstheorie, die auf eine proportionale Zumessung der veränderten Daten hinauskommt, verträgt sich mit dem werttheoretischen Subjektivismus nicht, und Montanari kommt niemals zu einem derartigen Schluss. Da allein die subjektiven Werturteile die Ursachen der Preisbewegung in der belagerten Stadt sind, würden die Preise der lebensnotwendigen Güter ebenso rasch, wie sie emporgeschnellt sind, wieder fallen, sobald neue Zufuhren möglich wären. Die Wertschätzung des Geldes im Verhältnis zu diesen Gütern würde wieder steigen und die Preise sich auch in den relativen Proportionen wieder verändern, und während dieses ganzen Prozesses bliebe der Gesamtwert aller Güter immer gleich dem Wert der unveränderten Geldmenge. Auf diese Art und Weise ist die Quantitätstheorie von Montanari in die subjektivistische Wertlehre eingebaut, und es haftet ihr nicht mehr objektivistisches Gedankengut an, als sich auch in Übereinstimmung mit subjektivistischen Prinzipien verträgt. Die kausale Wirkung einer Geldvermehrung auf die Güterpreise geht so vor sich, dass die stattfindende Einkommenserhöhung es erlaubt, die Nachfrage durch höhere Geldangebote zu steigern und die Preise auf diese Art und Weise in die Höhe zu treiben: „... se vi fosse maggior quantità di denaro, chi lo avesse per impiegarlo, pagherebbe qualche cosa più le comodità“².

Montanari betrachtet diesen Prozess allerdings nicht näher, er geht auf den zeitlichen Ablauf der Preisveränderungen nicht ein. Es sind für ihn nicht einzelne Preise, die zunächst steigen, sondern es ist das Preisniveau, das auf die Dauer notwendigerweise eine Verschiebung erfahren muss. Er führt diesen Gedanken aus, indem er von der Abstraktion der belagerten Stadt zur Betrachtung eines

¹ Hume, *Political Discourses*, Edinburgh 1752, *passim*.

² *Breve trattato*, pag. 290.

ganzen Landes schreitet und hier eine Geldvermehrung annimmt: „Che se da una città sola passiamo colla considerazione ad una provincia e la supponiamo distinta da ogni altra estranea comunicazione, sola entro a sè stessa i suoi baratti e i suoi contratti esercitare, a guisa d'isola nell'oceano ai naviganti sconosciuta, . . . non è egli ben manifesto che quanto maggior numero di moneta correrà in commercio entro il recinto di quella provincia in proporzione delle cose vendibili che vi sono, tanto più care quelle saranno . . . ?“¹. Dabei kann man natürlich ebenso gut statt von einer Verteuerung der Waren infolge gestiegener Geldmenge von einer Wertverminderung des Geldes, von gesunkenem Geldwert, sprechen. Der umgekehrte Fall gilt für eine zunehmende Warenmenge: „... se fossero in maggior numero le comodità che vanno in commercio... converrebbe darle a miglior prezzo per esitarle“². Immer jedoch geht der Prozess einer Preisveränderung über den Weg der individuellen Wertschätzungen.

Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes wird von Montanari nicht erwähnt. Wir glauben aber nicht, dass ihm die Tatsache entgangen ist, dass ein Geldstück, je nach der Geschwindigkeit seines Umlaufes, eine verschiedene Geldmenge repräsentiert. Er versteht ja unter Geldmenge nicht einfach die effektiv vorhandene Geldmenge, sondern nur den Teil des gesamten Zahlungsmittelvorrats, der im Verkehr auftritt, jene Geldmenge, die als angebotene auf den Markt kommt. Eine Erwähnung der Umlaufgeschwindigkeit erübrigt sich somit, denn im Begriff der angebotenen Geldmenge ist die Tatsache des Umlaufs schon mitenthalten.

Nachdem er mit seinen quantitätstheoretischen Ableitungen den Zusammenhang zwischen der Geld- und der Warenmenge festgehalten hat, kann er im weiteren daran gehen, bei der Betrachtung der mittels des internationalen Handels erfolgten Verflechtung der nationalen Wirtschaften seine quantitätstheoretischen Gedanken mit aussenhandelstheoretischen Überlegungen zu verbinden. Zunächst stellt er fest, dass der Wert des Geldes, seine Kaufkraft, an verschiedenen Orten sehr verschieden sein kann. Dort, wo infolge gesteigerten Waren- und Geldverkehrs viel Geld

¹ Della moneta, pag. 47 et s.

² Breve trattato, pag. 290.

umläuft, sind die Warenpreise relativ hoch, in Gebieten mit weniger intensivem Verkehr sind die Preise tiefer, aber nur für diejenigen Waren, die jenes betreffende Land oder jene Gegend selbst produziert: „... non per tutto si valuta egual quantità d'oro per numero eguale di comodità. Anzi in quei luoghi, nei quali o per abbondanza di traffico o per altra cagione abbonda l'oro, quivi le comodità sono care, cioè a dire, si dà molto oro per poca comodità; perciò in Parigi ed in altri luoghi simili riesce di spendere assai presto e quasi che in nulla molte doppie, laddove in luoghi ove non sia traffico e che siano lontani dalle città più mercantili, come in Italia la Romagna e l'Umbria in gran parte, e di là dai monti la Borgogna e gli Svizzeri, quivi con poca moneta si comprano molte comodità (di quelle però che il paese può provvedere), mercecchè abbondano di queste e scarseggiano di quella; onde le molte comodità di viveri e d'altro che quivi sono valendo tanto, quanto il poco oro ed argento che è in quella provincia, tutte restano a vil prezzo“¹. Wenn Montanari mit Hilfe der Quantitätstheorie die Verschiedenheit der Kaufkraft des Geldes erklärt, so schliesst er bei den Waren, an denen sie gemessen wird, die international gehandelten Waren aus, denn es sind, wie wir in der Preistheorie gezeigt haben, Kräfte am Werk, die auf einen Ausgleich der Preise dieser Waren hinwirken. Wo dieser Ausgleich der Preise nicht vollzogen ist, wo der Geldwert noch beträchtliche Unterschiede aufweist, wirken ökonomische Gesetzmässigkeiten auf eine Nivellierung hin.

Ein Beispiel, das diese Wirkung eindrucklich zu illustrieren vermag, ist für Montanari der Beginn des südamerikanischen Handels mit den Spaniern. In Peru, wo Gold und Silber im Überfluss vorhanden waren, schätzten es die Eingeborenen zu jener Zeit so niedrig, dass sie vorzogen, die Hufeisen der Pferde aus Silber zu schmieden, statt aus Eisen, weil das Eisen im Preis dem Gold gleichkam. Als die Spanier erschienen, herrschten zwischen ihrem Land und Südamerika grosse Preisunterschiede. Nachdem Montanari diesen unterschiedlichen Preisstand mit quantitätstheoretischen Überlegungen nachgewiesen hat, kann er mit den Lehren der Preistheorie den weiteren Hergang des Prozesses veranschauli-

¹ Ibid., pag. 296 et s.

chen. Es tritt die mit dem naturwissenschaftlichen Gesetz der kommunizierenden Gefässe vergleichbare Erscheinung ein, dass nach heftigen Preisschwankungen in beiden Ländern, den „insoliti commozioni“, ein Preisausgleich, „un livello ad ambi comune“ in beiden Ländern sich einstellt, „il che fece che siccome nel Perù mancando l'oro e crescendo le comodità d'altro genere, si ridusse finalmente il numero di queste ad equivalere a poco oro in proporzione di ciò che faceva prima, del pari le comodità della Spagna, che prima equivalevano a pochissimo oro, cresciutovi questo e scemate quelle per il trasporto nell'Indie, cominciarono a valutarsi prezzo maggiore, ed in questo modo l'uno e l'altro commercio si è finalmente equilibrato“¹. Diese Erklärung des internationalen Preisausgleichs durch Montanari, unter Zuhilfenahme der Quantitätstheorie, kommt dem Versuch Ricardos nahe, den internationalen Preisstand, seine Veränderungen und seinen Ausgleich theoretisch festzuhalten. Für Ricardo entscheidet, wie für Montanari, nicht die Geldmenge eines einzigen Landes über den Preisstand in diesem Land, und die Bewegung der Güter ist für beide eine Folge der durch die verschiedenen Geldmengen bestimmten Preisunterschiede und Preisveränderungen. Beide hatten in diesem Falle nur die eine Seite des Aussenhandels vor Augen, nämlich die von der „Geldseite“ her bedingten internationalen Güterbewegungen. Eine Identifizierung dieser hypothetischen Ableitung mit der Wirklichkeit ist nicht haltbar.

Wir dürfen aber im erkenntnistheoretischen Vorgehen Montanaris viel weniger den Fehler hervorheben, als vielmehr die Kraftanstrengung, die in der Anwendung eines einheitlichen Prinzips zur Erklärung eines umfassenden Problems zum Ausdruck kommt. Die Schriftsteller, die sich vor Montanari dem Phänomen der Preisschwankungen zugewandt hatten, waren entweder dazu gelangt, in der Geldverschlechterung die Wurzeln des Übels zu sehen, oder wiesen, wie zum Beispiel Bodin und Davanzati, auf die Edelmetallinflation hin. Es ist aber Montanaris Leistung, als erster einen konsequenten, gesetzmässigen Zusammenhang sowohl im Problem der internationalen Preisbildung wie in dem der Herstellung eines

¹ Ibid., pag. 293 et s.

den Weltmarkt umfassenden Gleichgewichts hervorgehoben zu haben. Dieses Verdienst ist besonders herauszustreichen, wenn wir uns bewusst sind, welch grosses Gewicht in jener Zeit auf die Edelmetalle als nationalen Reichtum gelegt wurde. Für Montanari existiert weder die Frage nach einer Steigerung der Edelmetallvorräte des Landes, noch die nach einer volkswirtschaftlich notwendigen Geldmenge. Die Verteilung der Edelmetallvorräte über die Länder hinweg vollzieht sich für ihn nach einer naturnotwendigen Gesetzmässigkeit. Das Problem einer aktiven Handelsbilanz und der Steigerung der Edelmetallzufuhren durch die Forcierung des Aussenhandels, das in der merkantilistischen Literatur im Vordergrund stand, mit der Quantitätstheorie aber in diametralem Gegensatz steht, existierte für ihn überhaupt nicht. Die Frage des internationalen Handels und der Edelmetallverteilung löste sich für ihn automatisch über die Gesetze der Preisbildung.

Auf Grund dieser Darlegungen hält sich Montanari an die schon von Bodin und Davanzati gezogene Folgerung, den durch den Handel mit Südamerika und die Ausbeutung der Edelmetallminen nach Europa gelenkten Edelmetallstrom als die Hauptursache der zunächst in Spanien und dann sukzessive in ganz Europa erfolgten Preissteigerung zu halten. Die grossen Edelmetallmengen, die seit der Herrschaft Ferdinands und Isabellas und seit Karl V. nach Spanien gekommen sind, haben bewirkt, dass zunächst in Spanien die Preise heftige Schwankungen durchgemacht haben. Nun sind sie aber im Gleichgewicht; so ist es für die Kaufleute nicht mehr möglich, im Handel mit Südamerika derartig grosse Gewinne zu erzielen, wie es am Anfang der Fall war. Weil Spanien mit dem übrigen Europa und vor allem mit Frankreich, von welchem Land es einen grossen Teil seiner Unterhaltsmittel bezog, im Verkehr stand, erfuhr ganz Europa die Auswirkungen der Edelmetallzufuhren durch eine sukzessive Preissteigerung: „... mentre l'oro che nella Spagna dall'America e dalle Indie a gran canali scorreva, quindi per rivi minori sì ma frequenti nella Francia e nelle altre provincie ... derivandosi ...“¹. So sind sowohl der Grund und Boden

¹ Ibid., pag. 294.

wie die Bodenprodukte, die Löhne und die Industrieerzeugnisse im Preise gestiegen: „... sono cresciute di prezzo non meno le terre che i frutti di esse e l'opere stesse manuali“¹. An Hand eines umfangreichen historischen Zahlenmaterials illustriert er die vor sich gegangenen Preisveränderungen.

Neben diesen quantitätstheoretischen Gedanken formuliert Montanari eine Warenwerttheorie der Edelmetalle, sobald er nicht mehr Geld- und Gütermenge global miteinander in Beziehung setzt, sondern das Wesen der Edelmetalle als Waren und als Geld im speziellen untersucht. Er wendet die Prinzipien der subjektivistischen Wert- und Preistheorie auf den Spezialfall der Edelmetalle an. Wir haben im werttheoretischen Abschnitt darauf hingewiesen, wie er die Nützlichkeit und die Knappheit als Grundlage und als Bestimmungsgrund der Wertschätzung der Edelmetalle annimmt: „Dunque la rarità di questo metallo concorre più di ogni altra circostanza a renderlo prezioso... in fatti il prezzo non meno dell'oro che di ciascuna cosa vien così naturalmente regolato dell'abbondanza che di ciascuna si trova, che non so quasi come dubitare, che se dell'oro o dell'argento fosse l'abbondanza che è del vetro, non fosse egli vile altrettanto anche di prezzo“². Auf die klare Erfassung des Wertes der Edelmetalle legt er grosses Gewicht, denn sie sind das überall angenommene Tauschmittel, und die Einsicht in die durch sie aufgeworfenen Probleme gibt den Schlüssel zur Lösung der währungspolitischen Fragen.

Den ausschlaggebenden Faktor auf der Nachfrageseite der Edelmetalle sieht Montanari in der Nachfrage für Geldzwecke. Er geht in der Beurteilung des monetären Nachfragefaktors sogar bis zu der Behauptung, dass im Falle seines Ausbleibens die Edelmetalle nur noch zu wenigen Gebrauchszwecken Verwendung finden würden: „... l'oro e l'argento che per natura sono tanto più deboli del ferro, se non restassero inutili metalli, per lo meno a pochi usi necessari destinar si potrebbero“³. Wenn er mit dieser Behauptung einer weitgehenden Überschätzung der monetären Nachfrage nach den Edelmetallen verfällt, so hat er mit dem Urteil, dass die Edel-

¹ Della moneta, pag. 55.

² Breve trattato, pag. 300.

³ Della moneta, pag. 17.

metalle nicht so knapp sein würden, wenn die Geldnachfrage ausfallen würde, den richtigen Massstab wieder gefunden: „... nè tanto rari sarebbero nel mondo l'oro e l'argento, se minor copia di brame si trovasse negli uomini a comprare, per soddisfare le quali sono essi necessari“¹. Damit erkennt er deutlich, dass die monetäre Nachfrage den Preis der Edelmetalle erhöht, und dass ein Ausfall dieser Seite der Nachfrage einen beträchtlichen Preisfall bewirken müsste. Die Edelmetalle haben schon vor der Verwendung als Geld einen Wert, die Nachfrage zu Geldzwecken bewirkt aber eine zusätzliche Wertsteigerung. Montanari hält hier denselben Gedanken fest, den später Law mit dem Begriff der „valeur additionnelle“² ausgedrückt hat. Er sieht auch trefflich, was mit den Edelmetallen geschehen würde, falls die grosse Nachfrage für den Gelddienst verschwinden würde. Es träte der Zustand ein, der schon bei den Eingeborenen zu beobachten gewesen ist: die Mexikaner und die Peruaner hatten eine Unmenge Zierat aus Gold und Silber, weil sie keine Notwendigkeit empfanden, es zu Geldzwecken zu verwenden. Die Geldnachfrage drückt den Warenwert der Edelmetalle in die Höhe, ihr Ausfall würde ihn fallen lassen, so dass es möglich wäre, andere, minder wichtige Bedürfnisse zu befriedigen: „Quegl'indiani, che mezzo ignudi e con poca pompa e con vitto semplicissimo vivevano nell'America, con poca moneta supplivano a tutte le loro necessità; se così vivessimo noi, l'oro e l'argento sembrerebbe assai più vile che non è, e restandone poco in moneta, il restante ad altri usi si destinerebbe come facciamo del rame“³ ... „come i Messicani e Peruvani che avevano infinità di vasi d'oro e d'argento, perchè non avevano in che impiegarlo in commercio di moneta“⁴.

Nachdem Montanari mit diesen für die Edelmetalle allgemein gültigen Ausführungen die Bedeutung der Geldnachfrage hervorgehoben hat, kann er sich den dem Gold und dem Silber eigentümlichen übrigen Nachfrage- und Angebotsverhältnissen zuwenden und das Preisverhältnis zwischen den beiden Edelmetallen untersuchen. In diesem Punkt liegt für ihn eine Kardinal-

¹ Ibid., pag. 42.

² Law, Œuvres complètes, éd. P. Harsin, vol. I, Paris 1934, pag. 13.

³ Della moneta, pag. 42.

⁴ Breve trattato, pag. 291.

frage, denn vom Resultat wird die Antwort auf die zu befolgende Währungspolitik gegeben sein. An sich wäre es nicht besonders schwierig, die Wertrelation der beiden Edelmetalle Gold und Silber eindeutig festzustellen, wenn nur eine bestimmte Seite der Nachfrage berücksichtigt werden müsste. Aber neben der monetären Verwendung sind noch verschiedene andere Gebrauchszwecke in Betracht zu ziehen, so dass die Lösung dieser Frage bedeutend kompliziert wird. Wenn zum Beispiel nur die Verwendung als Geld in Frage käme, so wäre der Hauptgrund einer Veränderung der Proportion zwischen Gold und Silber in der wechselnden Grösse des Angebotes zu suchen: „Se l'oro e l'argento non fosse ad altri usi adoperato che a fabbricar monete e stassero queste sempre in commercio, io non vedo quasi alcuna ragione per cui dovesse alterarsi la proporzione del loro valore fuori di quella della quantità che ne viene dalle miniere, la quale talora si varia. Ma perchè sono eglino impiegati a tanti altri lavori, egli è forza che vada variandosi la valuta loro, non conforme la quantità loro che dalle viscere dei monti se ne estrae alla luce, ma secondo la quantità che dai lussi mondani ne avanza“¹. Es ist damit eine Notwendigkeit, die Gesamtnachfrage zu berücksichtigen und auch die nichtmonetären Verwendungszwecke ausführlich zu analysieren, wenn man zu einem gültigen Resultat über die Wertrelation zwischen Gold und Silber und ihre Veränderungen kommen will.

In erster Linie ist dabei der industrielle Verbrauch anzuführen: „Il numeroso vasellame d'argento, che per le credenze e per le tavole non più dei principi, ma dei cavalieri ordinari e sino dei mercanti si fa; quello che per servizio delle chiese... per ricami, pizzi ed altre manifatture si malmette, tutto insieme in moneta muterebbe ben tosto la proporzione“². Dazu gehören auch die vielfältigen Luxusbedürfnisse, die vor allem das Gold zu befriedigen vermag: „... l'oro che dal lusso moderno si consuma, sì per gioie, catene ed anella, sì per dorature ed altri simili strapazzi, ... anch'egli qualche cosa dalla massa comune ne scema“³. Auf seiten des Goldes sieht Montanari darüber hinaus für seine Zeit im Verschwinden

¹ Della moneta, pag. 94.

² Breve trattato, pag. 307.

³ Ibid., pag. 307.

des Goldes in Horten eine wichtige Erscheinung. Und zwar ist es vor allem die Levante und der Osten, die auf diese Art und Weise ungeheure Mengen Edelmetall zum Verschwinden bringen. Die für Hortungszwecke nachgefragten Mengen schätzt er höher ein als die gesamte industrielle Verwendung: „Ma d'ogni lusso, d'ogni strappazzo che si faccia dell'oro, molto maggiore è il consumo che ne fanno... quegli avari non solo che sottratto dal pubblico commercio lo condannano in vita alle carceri dei loro forzieri, ma quelli ancora che occultandolo di nuovo sotto terra a masse ben grandi...“¹. Beim Abfluss des Goldes nach Osten handelt es sich um grosse Massen, weil alle Waren, wie Seide, Spezereien, Drogen, Edelsteine usw., die von dorthier nach Europa gebracht werden, mit Gold bezahlt werden, und wenn jene Länder von Europa Waren beziehen, so werden die Schulden nicht mit Geld, sondern mit Waren beglichen. Alle diese vielseitigen Verwendungen der beiden Edelmetalle ausserhalb des Gelddienstes verändern sehr stark die Proportion, die bei einem einzigen Verwendungszweck eintreten müsste. Im orientalischen Handel sieht er zum Beispiel auf Grund des grossen Goldentzuges einen Hauptgrund für die Wertsteigerung des Goldes gegenüber dem Silber von 1 : 12 zur Zeit Bodins auf fast 1 : 15. Wohl fliesst auch Silber nach dem Orient ab, aber es bleibt im Verkehr: „... mentre sebbene l'argento ci va, resta però egli in giro di mercanzia, ma l'oro caduto che sia una volta nelle mani dei grandi e nel Casnà del Gran-Signore, non rivede più il sole, nonchè la patria“².

So wie von der Nachfrageseite her kann auch von der Gestaltung des Angebotes der Anstoss zu einer Änderung der Wertrelation ausgehen. Die wechselnde Grösse des Angebotes ist mit ein Hauptgrund für die ständigen Veränderungen der Preisbildung zwischen Gold und Silber: „Le cause che a questa varietà di proporzione danno l'impulso sono molte, la più gagliarda però è la quantità che ne viene dalle miniere e dai commerci così dell'America che degli altri paesi“³ ... „è però che il primo impulso alla mutazione del valore lo dà l'abbondanza di uno più che dell'altro metallo“⁴.

¹ Della moneta, pag. 96.

² Ibid., pag. 99 et s.

³ Breve trattato, pag. 306.

⁴ Della moneta, pag. 94.

Jedesmal wenn die Goldzufuhren aus Amerika nach Europa überdurchschnittliche Ausmasse annehmen, ändert sich die Proportion zwischen den Edelmetallen je nach der Grösse der massgebenden Daten. In dem Zustandekommen des Angebotes konnte Montanari zu seiner Zeit noch keine bestimmten Ordnungen erkennen. Die Ausbeutung der edlen Metalle unterstand noch nicht den Spielregeln der „kapitalistischen Profitrechnung“, sondern lag noch weitgehend im Banne von Zufall und Willkür. Damit war es ihm nicht möglich, einen gesetzmässigen Zusammenhang zwischen Edelmetallpreis und Edelmetallangebot nachzuweisen, wie ihn nach Cantillon auch die klassischen Autoren dargestellt haben¹.

Die eingehende Analyse der Bedingungen der Nachfrage und des Angebotes auf dem Markt der Edelmetalle gibt Montanari Gelegenheit, sich vor Fehlurteilen in der Auffassung der Preisrelation zu hüten, und die Möglichkeit, gegen irrige Ansichten ins Feld zu ziehen. In erster Linie ist es notwendig, bei der Beurteilung der Wertrelation zwischen Gold und Silber alle Richtungen der Nachfrage zu berücksichtigen. Ebenso wenig wie nur die Geldverwendung oder die nicht monetäre Nachfrage in Betracht gezogen werden darf, ist es gestattet, rein mengenmässige Vergleiche anstellen zu wollen: „... in oggi corre tal prezzo di questo metallo per l'Italia, che comunemente una marca d'oro si paga con marche quattordici, once sei di argento in circa, ed io non pertanto m'arrischio già a proferire questa conseguenza: dunque è segno che per ogni marche 14 ½ d'argento in Italia se ne trova una sola d'oro in circa, nè oserei affermare che qualora si trovasse nel mondo egual quantità dell'uno che dell'altro metallo, dovessero valere anco del pari, e se vi fosse tanto più d'oro che d'argento, quanto oggidì vi è più d'argento che oro, dovesse l'argento valere il prezzo che in oggi vale l'oro, e l'oro non valesse se non quanto vale oggi l'argento“². So haltlos, wie diese nur auf objektiven Rückschlüssen beruhenden Urteile, sind die Be-

¹ Gerade die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Edelmetallpreis und Edelmetallangebot wurde aber zu einem deutlichen Fingerzeig für die Unhaltbarkeit der Produktionskostenwerttheorie, denn indem die Klassiker die Menge des Geldes seinen Wert bestimmen liessen, unterordneten sie die Produktionskostentheorie des Geldes der Quantitätstheorie.

² Della moneta, pag. 68 et s.

hauptungen Bodins und Scaruffis bezüglich der Preisrelation der Edelmetalle. Auf Grund der theoretischen Erkenntnis und auch an Hand der grossen Unterschiede und Veränderungen, die man im Verlaufe der Geschichte hat beobachten können, muss man zum Schluss gelangen, dass sowohl die Behauptung Bodins auf falschen Grundlagen beruhte, da er darlegen wollte, dass seit zweitausend Jahren die Wertrelation zwischen Gold und Silber fast immer von 12 : 1 gewesen sei und sich auch in dieser Proportion halten werde, wie auch das Bestreben Scaruffis, der den Beweis habe erbringen wollen, dass es möglich sei, überall und immer das Edelmetallgeld in der gleichen Wertrelation von 1 : 12 im Umlauf zu halten. Mit derartigen Feststellungen haben beide Autoren das Problem der Preisbildung nicht erfasst. Montanari gibt wohl zu, dass es ein grosses Glück wäre, falls man in ganz Europa ein übereinstimmendes und ständig gleichbleibendes Preisverhältnis zwischen Gold und Silber aufrecht halten könnte, denn dann würde eine der Hauptschwierigkeiten bei der bimetallistischen Währung aus dem Wege geräumt. Diese Möglichkeit ist aber nach den Gesetzen der Wertlehre praktisch ausgeschlossen. Scaruffi habe beim Postulat einer einheitlichen Währung nicht beachtet, dass die die Preisbildung beeinflussenden Faktoren seine währungspolitischen Gedanken unmöglich machen. Eine Veränderung der Angebotsverhältnisse zum Beispiel würde die angenommene Proportion sofort aufheben: „... che se dall'Indie o dall'altre miniere cominciasse a venir molto più copia d'oro che prima e molto minor copia d'argento, comincerebbe a barattarsi l'argento coll'oro a nuova proporzione, riducendosi a 11, a 10, ed anche a meno per uno“¹. Montanari kennt sogar ein Beispiel aus der Geschichte, in dem infolge des grossen Goldüberflusses das Gold im Verhältnis zum Silber tatsächlich billiger gewesen ist. An Hand verschiedenster historischer Beispiele widerlegt er eingehend die irrige Auffassung, dass die vergangene und die gegenwärtige Proportion den von seinen Vorgängern aufgestellten Behauptungen entspricht.

Nachdem Montanari mit diesen Ausführungen eingehend die Preisbildung der Edelmetalle behandelt hat, kann er zu einem eige-

¹ Ibid., pag. 75.

nen, abschliessenden und zusammenfassenden Urteil über den Wert der Edelmetalle als Geld und als Ware kommen. Der Wert des Edelmetallgeldes hängt von der umlaufenden Menge ab, der Wert des Edelmetalls als Ware wird bestimmt durch die Verhältnisse der Edelmetallnachfrage und des Edelmetallangebotes: „Così il valore delle monete, particolarmente dell'oro e dell'argento, è una relazione che hanno insieme questi due metalli in ordine alla quantità che di loro si trova in mano agli uomini, destinata al commercio, ed alla stima che essi ne fanno nel farne baratto da uno con l'altro o d'entrambi colle cose desiderate da loro“¹. Dabei hat der Wert beider Gebrauchsarten die Tendenz, sich auszugleichen, indem entweder das Geld demonetisiert oder das Metall in die Münzform übergeführt wird: „... se vi fosse maggior quantità di denaro, chi lo avesse... ritirebbe in altri usi fuori di commercio l'oro e l'argento che gli avanzasse“². Der quantitativstheoretische Gedanke und die subjektivistische Werttheorie, angewendet auf das Edelmetallgeld, sind miteinander in Übereinstimmung gebracht. Da das Edelmetallgeld nichts anderes ist als die in die Münzform übergeführte Ware, müssen bei freier Prägung Münz- und Warenwert nach einem Ausgleich tendieren. Obschon der Geldwert vom Stoffwert unabhängig existieren kann, fallen die beiden Werte beim Edelmetall in der Regel zusammen.

Der Preis des einen Metalls kann dabei als das Verhältnis zwischen dem betreffenden Metall und dem anderen ebenso wie als das Verhältnis zwischen dem als Geld fungierenden Metall und allen übrigen Waren ausgedrückt werden. Zu diesem Satz bemerkt Connard: „La formule est un peu embarrassée. Elle semble viser une double comparaison entre les deux métaux d'abord, puis entre l'ensemble des deux métaux et les marchandises“³. Wir können diese Meinung nicht teilen, denn der Gedanke Montanaris, dass der Preis des einen Metalls sich durch das andere ausdrücken lässt, ebenso wie durch jedes beliebige andere Gut, ist durchaus richtig. Zweckmässigerweise wird nun auf Grund der allgemeinen Verbrei-

¹ Ibid., pag. 89.

² Breve trattato, pag. 290 et s.

³ Connard, Histoire des doctrines monétaires dans ses rapports avec l'histoire des monnaies, vol. I, Paris 1935, pag. 287 et s.

tung der Edelmetalle im Gelddienst der Preis des einen auf das andere bezogen: „Or come questi due metalli ormai da quasi tutte le nazioni del mondo sono destinati a quest'ufficio, il valore che chiamiamo delle monete non è altro che quella relazione che ha uno di essi all'altro in ordine alla stima che ne fanno gli uomini, e quando vogliamo dire il valore d'una libbra d'oro non abbiamo più certa misura per spiegarlo quanto riferendo all'argento“¹. Eine unbedingte Notwendigkeit, den Wert der Edelmetalle auf diese Art und Weise auszudrücken, besteht aber nicht, denn so wie jedes beliebige Gut als Tauschmittel dienen kann, so lässt sich das Preisverhältnis eines Gutes durch jedes beliebige andere Gut zum Ausdruck bringen: „Vero è che potendo il valore dell'uno e l'altro metallo equipararsi anche ad altre cose del valore delle quali egli è misura . . . nello stesso modo si potrebbe d'ogni altra cosa il valore esprimere con ogni altra cosa“². Um damit das wirkliche Wesen des Geldwertes zu erfassen, muss man nur voraussetzen, dass es lediglich ein Metall gäbe, das Gelddienst leistet, zum Beispiel das Silber. Wie würde man nun anders sagen können, das Silber sei teuer oder billig, als im Vergleich mit den Waren, die man dagegen eintauschen kann? „Perchè non essendoci altra moneta che l'argento, l'argento varrebbe cose e le cose varrebbero argento“³. Montanari hält damit deutlich fest, dass der Wert des Geldes nichts anderes als die Kaufkraft, als der reziproke Ausdruck der Warenpreise, sein kann. Wenn es nun verschiedene Geldarten gibt, so sei das ebenso gut möglich wie die Verwendung verschiedener Massstäbe zur Längenmessung.

3. Die währungspolitischen Gedanken

Auf die Behandlung des Zusammenhanges zwischen der Ware Edelmetall und dem Edelmetallgeld, zwischen dem Stoffwert und dem Münzwert, legt Montanari grosses Gewicht. Mit diesen Ausführungen kommt er auf die rechtliche Ordnung des Geldwesens zu sprechen. Die Geldverfassung des Merkantilismus war Münzverfassung, und um diese Geldform dreht sich in der Haupt-

¹ Della moneta, pag. 89 et s.

² Ibid., pag. 90.

³ Ibid., pag. 91.

sache seine Theorie und Politik. Der Staat ist bei der Regelung des Münzsystems veranlasst, verschiedene Münzsorten, die zur Abwicklung des Tauschverkehrs notwendig sind, in ein festes Wertverhältnis zu einander zu bringen. Die gesamte Darlegung Montanaris geht nun darauf hinaus, nachzuweisen, wie dem Staat dabei durch ökonomische Bedingungen die Hände weitgehend gebunden sind. Vermag der staatliche Befehl beim Scheidegeld noch innerhalb¹ eines gewissen Spielraumes wirksam zu sein, da er das Wertverhältnis² der Scheidemünzen gegenüber der Geldeinheit nach eigenem Gutdünken bestimmen kann, so muss sein Befehl gegenüber dem Edelmetallgeld versagen. Der Nennwertbefehl, den der Staat bei der Doppelwährung den Gold- und Silbermünzen verleiht, darf nichts anderes als die Anerkennung des marktüblichen Wertverhältnisses durch die Münzsorten ausdrücken. Die nominelle Geltung, die der Staat verleiht, hat keine Macht über die Kaufkraft, er kann das Mass der Währungseinheit nicht bestimmen. Der Wert der Edelmetallmünzen ist allein durch zwei wesentliche Merkmale gegeben. Das eine ist die Feinheit der Legierung, das andere das Gewicht der Münze. Sie bestimmen den inneren Wert, den „valore intrinseco“, der Münze. Dieser innere Wert kommt im Tauschwert, in der Kaufkraft, die sich nach seiner Grösse richtet, zum Ausdruck. Davon gilt es den Nominalwert, den der Staat dem Geldstück verleiht, deutlich zu trennen: „... estrinseco poi quel valore che ad esse dà l'autorità del principe facendole spendere a un determinato prezzo“¹. Die Warenqualität des Geldstoffes ist aber der primäre Bestimmungsgrund des Geldwertes, denn dieser bestimmt sich nicht nach der Hingabe von Edelmetallgeld mit einem gewissen Nennwert, sondern nach dem inneren Wert der Münze: „... quello che si potrebbe cavarne vendendole non come moneta, ma come tanto peso d'argento di tanta finezza“².

Allerdings schliesst Montanari die Möglichkeit, dass auch eine Metallmünze einen über dem inneren Wert des Geldstoffes liegende Geltung erreichen kann, nicht aus, denn der Wert ist oft mehr von der Vorstellung der Menschen abhängig, die Werteinheit kann als ideeller Massbegriff aufgefasst werden: „... spese volte sono pur

¹ Ibid., pag. 143.

² Ibid., pag. 143.

anche solo nell'immaginazione quelle (monete) ancora che hanno vera esistenza, la loro valuta più dall'immaginazione ed opinione del volgo che dall'intrinseca bontà prende il suo essere"¹. Aber diese Möglichkeit bleibt eine seltene Ausnahme, und es ist notwendig, dass für das Nennwertverhältnis der Edelmetallmünzen die übliche, dem marktmässigen Warenwert entsprechende Proportion angewendet werde. Das ist eine kategorische ökonomische Forderung, gegenüber welcher der staatliche Befehl ohnmächtig bleibt: „... non istà in podestà dei principi il regular sì fattamente le volontà dei sudditi in questa materia, che non siano trasgredite le sue leggi subito fatte ogni volta che queste trascorrono fuori delle naturali proporzioni"². . . „Questa giusta lega e giusta bontà delle monete dunque deve essere dai principi così regolata nel valutarle estrinsecamente, cioè nel dichiarar a quante lire o soldi... esse debbano spendersi... che non si scosti da quella proporzione universale che frai mercanti comunemente corre nei prezzi dell'oro ed argento"³. Ein Herrscher sollte es nur einmal versuchen, seine „doppie“ nur mit zwei, statt mit drei „scudi“ zu bewerten, wie es ihrem laufenden Marktwert entspricht, dann würde er sehen, dass alle ausser jenen, die gerade nur soviel Geld hätten, um das tägliche Brot zu kaufen, diese Münzen augenblicklich aus dem Verkehr ziehen würden, und wer dann solche nötig hätte, müsste sie im Schwarzhandel zum üblichen Marktpreis erwerben.

Die richtige Tarifierung der Münzen ist damit schon eine Forderung des inländischen Geldverkehrs, sie gilt aber in noch stärkerem Mass in Anbetracht des Verkehrs mit dem Ausland. Gegenüber dem Ausland hat der staatliche Nennwertbefehl überhaupt keine Geltung, das Edelmetallgeld ist nur eine Ware, wie jede beliebige andere auch: „Se dunque un principe vuole che le proprie monete d'argento e d'oro siano accettate dai popoli stranieri, sicchè possano i sudditi aver commercio con essi, non può egli valutarle, se non giusta l'interna bontà e valore, altrimenti gli altri principi non vorranno già ricevere allo stesso prezzo l'argento fino e quello di bassa lega, nè i mercanti forastieri vorranno ricevere mo-

¹ Ibid., pag. 130 et s.

² Ibid., pag. 75.

³ Ibid., pag. 146 et s.

neta che a spenderla nuovamente in altri luoghi porti discapito“¹. Für einen geordneten Geldumlauf ist somit erstes Postulat, dass der Nominalwert dem inneren Wert des Metalls entspricht, dass die Münzen nach ihrem Stoffwert bewertet werden. Sie müssen bis auf eine kleine Toleranz, die gewohnheitsmässig von allen Völkern akzeptiert wird, vollwertig ausgeprägt werden. Der Staat soll aus der Prägung der Edelmetallmünzen keinen Gewinn erzielen wollen. Er kann durch seinen Eingriff nur die Funktionsfähigkeit der Münzen verbessern, indem er durch die öffentliche Beurkundung das Vertrauen in ihren Stoffwert festigt. Es handelt sich um einen Eingriff rein deklarativen Charakters.

Montanaris Folgerung aus der klaren Einsicht in die ständigen Marktwertschwankungen zwischen Gold und Silber und aus der postulierten Notwendigkeit einer ständigen Anpassung der Bewertung der Münzen an diese Schwankungen hätte in einem Abweichen von der bimetallistischen Währung bestehen müssen. Es bieten sich ihm aber in der Aufrechterhaltung der marktmässigen Wertrelation nicht die grossen praktischen Schwierigkeiten, die tatsächlich mit der Doppelwährung verbunden sind, so dass er sich nicht veranlasst sieht, den Übergang zu einer monometallistischen Währung zu fordern.

Die staatliche Ermessensfreiheit ist beschränkt auf die Prägung des Scheidegeldes. Seine Notwendigkeit ergibt sich aus dem Tauschverkehr, und zwar bei kleinen Zahlungen, weil viele Tauschakte Geld eines Wertes erfordern, der geringer ist, als er durch eine Edelmetallmünze noch in einer bequemen Form zum Ausdruck gebracht werden könnte. Unterwertig ausgegebene Münzen müssen diese Lücke ausfüllen, das heisst, der vom Staat bestimmte Nennwert ist höher als der Metallwert des Geldstücks. Die Ausprägung dieser Münzen ist somit für den Staat die Gewinnquelle, mit der er die Prägekosten zu decken vermag, ohne den Geldumlauf zu stören. Das freie Ermessen des Staates ist allerdings auch beim Scheidegeld nach verschiedenen Seiten gebunden: „Non è però anche tanto larga in questa parte la libertà del principe . . .“². In erster Linie handelt es sich darum, die notwendige Menge

¹ Ibid., pag. 106.

² Ibid., pag. 111.

festzustellen: „... fa ben di bisogno al principe di misurar giusta-
mente le occorrenze del suo popolo...“¹. Es dürfen nicht mehr Scheide-
münzen in den Verkehr gebracht werden, als für die kleinen Umsätze
erforderlich ist, sonst treten als Rückwirkungen Verluste der Ein-
zelnen wie des Staates selbst ein. Ein Überfluss an Scheidemünzen
verdrängt die vollwertigen Münzen aus dem Verkehr, die nur mit
einem Aufschlag gegen die Scheidemünzen abgegeben werden. Die
Begrenzung der Annahmepflicht ist Montanari noch unbe-
kannt. Im weiteren sind die Gewinnmöglichkeiten deutlich be-
grenzt. Der Gewinn, den der Staat erzielen kann, darf nicht über
den Produktionskosten der Falschmünzer liegen, da sonst
ihr Handwerk rentabel wird. Die Unterwertigkeit darf aber trotz-
dem ein ordentliches Ausmass erreichen, denn die Falschmünzer
haben bei ihren Produktionskosten mit hohen Löhnen zu rech-
nen. Der Lohn ihrer Arbeiter ist infolge einer „Risikoprämie“ viel
höher als derjenige der staatlichen Münzstätte, weil die Falsch-
münzer infolge der Todesstrafe, die bei der Aufdeckung ihrer harrt,
sonst keine Arbeiter finden würden: „Così gli operai, o sieno man-
tenuti dal falsario, o sia ch'egli operi di sua mano... costano di
gran lunga più che al principe...“².

Das Verständnis der Ordnung des Geldwesens ist nun dadurch
erschwert, dass die Werteinheit als blosser Vorstellung gedacht wer-
den kann. Es ist das Problem des Rechnungsgeldes und des
realen Geldes, auf dessen deutliche Hervorhebung es Montanari
ankommt. Das Verständnis der hier bestehenden Zusammenhänge
ist der Schlüssel für die Fragen der Währungspolitik. „In dem Ver-
hältnis zwischen dem Geld als allgemeinem, sozial anerkanntem
technischem Tauschmittel und dem in der Regel mit diesem ver-
knüpften, aber eventuell auch davon ganz losgelöst und selbständig
im Bewusstsein der Verkehrssubjekte existierenden ideellen Preis-
masse und Preisausdrucksmittel ist nun die ganze Reihe der ver-
schiedenen Geldprobleme verankert, und zwar nicht minder Pro-
bleme der Geldtheorie wie der praktischen Währungspolitik“³.
Die Werteinheit beim Edelmetallgeld wird zwar durch eine be-

¹ Ibid., pag. 108.

² Ibid., pag. 115.

³ Amonn, Objekt und Grundbegriffe, pag. 333.

stimmte Gewichtsmenge Edelmetall definiert, sie kann aber, wie wir schon angedeutet haben, als ideeller Massbegriff, losgelöst von ihrer stofflichen Grundlage, als blosser Vorstellung bestehen. Die Wertseinheiten trugen zur Zeit Montanaris den Namen „lira“, „soldo“ oder „scudo“. Sie wurden aber nicht mehr real ausgeprägt, sondern dienten nur noch als Rechnungseinheiten: „... il più delle volte è solo immaginaria... Questo nome di lira non è che un'ombra o immagine restata dall'antica libra o asse romano ...“¹. Man kaufte und verkaufte in Lire, Soldi oder Scudi, die Geldübertragung aber erfolgte in realem Edelmetallgeld. An Hand eines historischen Rückblicks legt Montanari dar, wie die Wertseinheit unter Beibehaltung ihres Namens ständigen Veränderungen unterlag, und zwar ging dieser Prozess so vor sich, dass die ursprüngliche Gewichtseinheit, die die Wertseinheit repräsentierte, herabgesetzt wurde. Aus der gleichen Gewichtsmenge Metall entstanden immer mehr Lire: „... perciocchè sebbene erano così nominate, non contenevano però più quel valore nè quel peso che il loro nome indicava“². Bei diesem Prozess handelte es sich somit um eine fortwährende Entwertung der Rechnungseinheit und um eine „Erhöhung“ des der Wertseinheit zugrunde liegenden Metalls. Der geläufige Begriff für diesen Vorgang war derjenige der „Gelderhöhung“, des „accrescimento delle monete“.

Gegen die begriffliche Formulierung „accrescimento delle monete“ bringt Montanari Einwände vor. Wenn eine Münze die gleiche Feinheit und das gleiche Gewicht beibehält und dabei einfach in einer grösseren Zahl von Rechnungseinheiten ausgedrückt wird, so ist es die Rechnungseinheit, die entwertet wird, und nicht die Metallgrundlage, die „erhöht“ wird. Dies gilt sowohl für die Rechnungseinheit als auch für die unterwertigen Münzen: „Dunque quello che chiamiamo alzamento delle monete, non è altro a propriamente parlare che un abbassamento della valuta delle monete inferiori e della lira immaginaria“³. Gegenüber dieser Auffassung der „Geldveränderung“ sieht er nur den Einwand, man könnte behaupten, dass der Nominalwert der Gold- und Silbermünzen durch

¹ Della moneta, pag. 121.

² Ibid., pag. 128.

³ Ibid., pag. 138.

eine Erhöhung auch zu einem erhöhten Tauschwert dieser Münzen führen würde. Dagegen verteidigt sich Montanari mit dem Hinweis darauf, dass eine Entwertung der Rechnungseinheit, das heisst eine Erhöhung des Nominalwertes der Münze, auf die Dauer nicht zu einer erhöhten Kaufkraft führen könne, denn eine allgemeine Anpassung aller anderen Münzsorten und eine allgemeine Preissteigerung werden als Reaktion darauf folgen. Die effektiven Geldsorten sind trotz der Tatsache, dass die Rechnungseinheit imaginär, eine Vorstellung, sein kann, fest miteinander verbunden. Beim Edelmetallgeld besteht normalerweise keine Trennung von Rechnungseinheit und metallischer Grundlage, so dass der Wert der Münzen an ihren Metallgehalt gebunden bleibt. Gegen die Abnahme des Wertes der Münzen bei Herabsetzung von Feingehalt und Gewicht unter Beibehaltung des Nominalwertes sind die staatlichen Gesetze ohnmächtig. Die ökonomischen Gesetze sprengen die juristischen Fesseln, und die Entwertung der Münzen geht entgegen allen staatlichen Verboten vor sich. Der Prozess der Geldveränderungen ist mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden, denn damit kommt eine grosse Unsicherheit in die Verkehrswirtschaft. Die ständigen Preisschwankungen wie die Veränderungen der „alten“ und „neuen“ Schulden und Forderungen bringen Verwirrung im wirtschaftlichen Leben, einen Nachteil für die gesamte Volkswirtschaft und den Einzelnen: „... dal che nasce poi, che quando le vere valute delle monete d'oro e d'argento ricevono alterazione, valutandosi più del solito in questa imaginaria moneta, si confondono insieme seco le valute delle cose vendibili e i contratti vecchi e nuovi con perpetuo incomodo e pregiudizio pubblico e dei privati“¹.

Mit der eingehenden Behandlung der Wertrelation zwischen den Edelmetallen und der Darstellung des Zusammenhanges zwischen der Rechnungseinheit und dem technischen Zahlungsmittel hat Montanari die Ausgangsposition für die Erklärung der Krankheiterscheinungen bei der bimetallistischen Währung gewonnen. Darauf legt er geradezu den Hauptakzent in seinen Abhandlungen: „è quella (parte) che dà il peso a tutta quest'opera“². Eine Störung der Geldzirkulation ist immer die Folge einer unrich-

¹ Ibid., pag. 133.

² Ibid., pag. 166.

tigen Bewertung der Münzen, die entweder aus Absicht oder aus Unkenntnis, wissentlich und willentlich oder in Ermangelung der notwendigen Einsicht, entstanden sein kann. Wir wollen auf die Vorführung der mannigfachen Formen und Möglichkeiten einer Disproportionalität der Bewertung der verschiedenen Münzsorten, die er in gründlicher Auseinandersetzung behandelt, verzichten und nur die allgemeinen Resultate festhalten, zu denen er dabei gelangt. Er legt ausführlich und bis ins kleinste Detail dar, wie die Geldspekulation¹ dazu führt, die in der Bewertung der verschiedenen Münzsorten herrschenden Fehler in minutiöser Berechnung, „con penna . . . sottile“², aufzudecken und auszunützen. Es ergeben sich dabei die folgenden Wirkungen: die guten Münzen, die den gesetzlichen Anforderungen in bezug auf Feingehalt und Gewicht entsprechen, werden dem Gelddienst entzogen, indem sie als Ware und zu Spekulationszwecken Verwendung finden; im Geldverkehr bleiben nur

¹ Im Aufkommen der Spekulation sieht Montanari einen Grund für den Verfall des blühenden oberitalienischen Handwerks. Viele Kaufleute verlassen den Handel und die Produktion und gehen zur Geldspekulation über, bei der die Gewinnmöglichkeiten grösser und die Risiken geringer sind. Er lobt den Scharfblick jener, die sich, auf ihr Eigeninteresse erpicht, diesem Erwerbszweig zuwenden: „Io per me lodo la sagacità di coloro, che non avendo obbligo di pensare se non al proprio profitto scelgono quella sorta di mercatura che più pronto e meno pericoloso lo produce“ (pag. 151). Diese Kaufleute handeln durchaus rational, ihrem Interesse entsprechend, und auch er würde hier seinen Profit suchen, falls er Kaufmann wäre, „per attendere a sì lucroso traffico non avrei scrupolo a lasciare di fabbricar calze di seta e drapperie, nelle quali tanto minore e tanto più imbrogliato è il guadagno. Sono queste industrie ingegnose e sono lecite. . .“ (pag. 153). Ein Verbot der Spekulation würde wirkungslos bleiben. Obwohl Montanari damit die Spekulation des Einzelnen aus seiner subjektivistisch-realistischen Einstellung heraus rechtfertigt und befürwortet, übersieht er die damit verbundenen volkswirtschaftlichen Nachteile nicht. Denn auf diese Art und Weise können ganze Industriezweige vernachlässigt werden und zerfallen: „... si è lasciata quella sorta di traffico che manteneva la metà del popolo con opere manuali e con utile universale, e fatto passaggio al commercio delle monete, utile solamente al mercante che lo fa. . .“ (pag. 155). Montanari ist sich bewusst, dass der Übergang verschiedener Manufakturzweige in andere Länder durch verschiedene Ursachen bewirkt wurde, so vor allem durch den höheren Gewinn, den die Handwerker im Ausland erreichen konnten, dann infolge der Zollhindernisse, die die Staaten dem freien Handel in den Weg gelegt haben. Aber die Einwirkung der Geldspekulation steht in vorderster Linie.

² Della moneta, pag. 151.

die schlechten, die zu hoch bewerteten Münzen; im Inland bewirken die guten Münzen gegenüber den schlechten ein Agio; wird es vom Staat aus gesetzlich verboten, so verschwinden die guten Geldstücke ganz aus dem Verkehr, sie werden eingeschmolzen und zur Prägung schlechter wieder präsentiert. Es ist das Greshamsche Gesetz, das von Montanari mit diesen Ausführungen eingehend demonstriert wird.

Bei der Doppelwährung treten im weiteren Störungen auf bei einer Veränderung der Wertrelation zwischen den Währungsmetallen gegenüber der im Gesetze festgelegten oder bei einer Differenz der gesetzlichen Proportionen zwischen zwei Ländern. Im ersten Fall wirken die Prinzipien des Greshamschen Gesetzes in der Richtung, dass das gegenüber der gesetzlichen Parität im Preis gestiegene Metall aus dem Geldverkehr gezogen und zu Auslandszahlungen oder zu Spekulationszwecken verwendet wird. Im zweiten Fall nützt die Spekulation die Situation aus, sobald der Unterschied der Bewertung der Währungsmetalle zwischen zwei Ländern die mit dem Edelmetalltransport verbundenen Kosten, „condotta, sensaria o provvigioni ed altre spese“¹, übersteigt, indem das im Verhältnis zum Ausland niedriger bewertete Metall exportiert, im Ausland nach der günstigeren Proportion in das im Inland höher bewertete Metall getauscht und dieses wieder, zur Wiederholung dieses Prozesses, zum Ankauf des erstgenannten Metalls im Inland verwendet wird. Beim Transport von Silber, bei dem die mit dem Export verbundenen Kosten infolge des geringeren spezifischen Wertes höher sind als beim Gold, wird die Differenz der Wertrelation zwischen dem In- und Ausland grösser sein können als beim Gold, bevor es für die Spekulation möglich sein wird, Gewinne zu erzielen. Auf diese Art und Weise verschwindet immer ein Metall aus der Geldzirkulation, so dass die Doppelwährung beim Vorhandensein der genannten Störungsursachen praktisch auf eine monometallistische hinausläuft. Eine ständige Anpassung des Münzwertes an den Metallwert und eine internationale Übereinstimmung in der Wertrelation könnten diese Störungen der Geldzirkulation ausmerzen. Die ökonomischen Gesetze der Preis-

¹ Ibid., pag. 259.

bildung bewirken auf die Dauer automatisch einen internationalen Ausgleich der Edelmetallpreise, bei dem das Gleichgewicht nicht auf Grund staatlicher Dekrete hergestellt wird: „... perchè il traffico... si disse che faceva quasi l'effetto dei fluidi che si livellano insieme, quindi è che non può ella (la proporzione dell'oro all'argento) di meno di seguitare la più comune od almeno scostarsene ben poco, quanto cioè può ragguagliarsi colle spese del trasporto da una provincia all'altra“¹. Durch den Erlass von Ausfuhrverboten könnte diesen ökonomischen Kräften nicht wirksam entgegengewirkt werden, denn die staatlichen Verbote würden auf dem Wege des Schmuggels umgangen: „... si eserciteranno anche dopo la proibizione sinchè non siano impedito con mano forte e con proporzionate diligenze, perchè sono facili i contrabbandi e portano incredibili guadagni a chi sa valersene“².

Eine besondere Form der unrichtigen Bewertung der Münzen tritt im Fall der vom Staat selbst vorgenommenen Münzverschlechterungen ein. Die staatliche Währungspolitik in diesem Punkt in geordnete Bahnen zu lenken, ist mit ein Entstehungsgrund der Arbeiten Montanaris. Im Prinzip war der Vorgang der Münzverschlechterung zu seiner Zeit der gleiche, den wir im modernen Sprachgebrauch als Abwertung oder Devaluation bezeichnen. Bei der damaligen Zielsetzung ging es nicht so sehr um aussenhandelspolitische Ziele, sondern vor allem handelte es sich um die Behebung einer Finanznot, um die Herabsetzung der öffentlichen Schuldenlast. Der absolute Staat mit seinen mannigfachen Aufwendungen und als grösster Schuldner versprach sich von dieser Manipulierung der Währung eine Erleichterung seiner Verpflichtungen. Besonders in Kriegszeiten, die vom Staat einen grossen finanziellen Aufwand verlangen, sind die Staatslenker leicht davon zu überzeugen, ihr Heil in einer Münzverschlechterung zu suchen: „... perchè i principi astretti dalle gravissime spese si attaccano ad ogni parte, ove di accumular soldi veggono... speranza“³, „così forzato dalla necessità, crudel tiranna anco dei regi“⁴. Aber

¹ Ibid., pag. 258 et s.

² Ibid., pag. 153.

³ Ibid., pag. 217 et s.

⁴ Ibid., pag. 168.

auch in Friedenszeiten treibt eine von falschem Staatsinteresse bewegte und schlecht beratene Finanzpolitik oft genug dazu, diesen Betrug, diese Täuschung und Ungerechtigkeit, anzuwenden.

Montanari versucht mit aller Schärfe und Deutlichkeit die Grenzen abzustecken, innerhalb welcher eine Münzverschlechterung wirksam sein kann. In der Regel ist der Gewinn, den sich der Staat von einer Abwertung der Münzen verspricht, eine Illusion¹. Die im Gefolge einer Abwertung auftretenden Umwälzungen im Wirtschaftsleben fallen auch auf den Staat zurück. Für die Staatsschuld wird eine momentane Erleichterung eintreten, weil die alten Schulden mit abgewertetem Geld getilgt werden können. Dafür aber nehmen die zukünftigen Einnahmen des Staates in der gleichen Proportion, in der die Abwertung vorgenommen wurde, ab, denn die öffentlichen Einnahmen, „le gravezze, tributi, decime, dazi ed ogni altra imposizione“², werden weiter auf Grund der abgewerteten Rechnungseinheit berechnet. Die momentane Erleichterung wird damit weit geringer sein als der fortwährende Einnahmenausfall, der sich aus den neuen Einkünften ergeben wird: „... l'utile, si può dir momentaneo che ne trassero per una volta sola quei principi... sia paragonabile al danno che ne hanno ricevuto in perpetuo nelle loro entrate“³. Wollte der Staat seine Einnahmen durch Erhöhung der Zölle und anderen öffentlichen Abgaben auf dem früheren Niveau erhalten, so würde er oft durch diese Massnahme gerade eine gegenteilige Wirkung erreichen. Höhere Lasten sind nicht zum vorneherein mit höheren Einnahmen verbunden; sie können in der Wirtschaft zu Resultaten führen, die die gehegten Erwartungen geradezu durchkreuzen. Die Vorteile, die

¹ Ibid., pag. 165 et s.: „Quegli uomini, che caduti talora in cattiva disposizione di salute non possono soffrire le regole che loro prescrive il prudente fisico, e che anzi tutto ciò che loro piace si figuran salubre, e come diceva Tacito: *Imminentium periculorum remedia putant ipsa pericula*, onde si bevono a poco a poco volontariamente la morte e per lo meno si rendono perpetua l'infermità, sono per mio credere poco dissimili da quei principi che pensandosi far guadagno sulle lor zecche si lasciano indurre... a dar mano a quel presente lucro... e non si avvedono esser molto maggiore il pregiudizio che ai lor popoli ed al proprio erario ne risulta, di quello che sia stato l'utile che ne hanno incautamente ricavato“.

² Ibid., pag. 173.

³ Ibid., pag. 175.

dem Staat und allen anderen Schuldnern durch eine Abwertung verschafft werden, können aus dem Grund nur in einer kurzen Zeitspanne ausgenutzt werden, weil die Münzverschlechterung von einem allgemeinen Steigen der Warenpreise und der nicht abgewerteten Münzen begleitet sein wird. Dieser Anpassungsprozess kann langsamer oder schneller vor sich gehen, jedenfalls kann er nicht plötzlich eintreten, denn sonst wäre die Wirkung einer Abwertung gleich Null.

Montanari betrachtet die sukzessiven Auswirkungen, den „dynamischen Erfolg“, einer Münzverschlechterung. Zunächst wird der Importeur seine Preise heraufsetzen, denn er kann den ausländischen Gläubiger nicht mit den gleichen nominellen Beträgen bezahlen wie vor der Abwertung, da der Ausländer sein inländisches Geld immer nur als Ware akzeptiert: „... quei mercanti che trafficano in... mercanzie forastiere e che fuori di quel paese sono costretti a spendere gli ori per quello che pesano, vi perdono quel tanto che calano, onde sono forzati a vendere tanto più care nelle loro botteghe le merci e ne risente il danno ciascuno che compra“¹. Diese Importgüter, die in der Regel Grosshandelswaren sind und auf die Abwertung rasch mit einer Preissteigerung reagieren, nennt Montanari die „mercanzie importanti“². Aber auch die übrigen Händler, die sich nicht von Gewohnheit und Tradition leiten lassen, sondern immer gleich auf ihren Profit bedacht sind, werden durch die Abwertung keine Benachteiligung erfahren, denn sie werden ihre Preise erhöhen. Die Verlusttragenden sind in erster Linie die Gläubiger und die Festbesoldeten: „Conciossiachè tutti quelli che posseggono censi, livelli ed altre entrate annue che sono loro pagate a contanti, vanno del continuo perdendo tanto delle entrate loro effettive quanto è l'accrescimento delle monete“³. Am schwersten in Mitleidenschaft gezogen sind die unselbständigen Handwerker und die Bauern. Die Produzenten setzen die Preise ihrer Produkte hinauf, sie halten aber mit einer Steigerung der Löhne zurück: „... al crescere delle monete non crescono già i mercanti il prezzo delle giornate o delle manifatture dei poveri

¹ Ibid., pag. 160.

² Ibid., pag. 141.

³ Ibid., pag. 177.

artigiani che nella fabbrica di loro merci lavorano“¹. Um den gleichen Reallohn herauszuholen, müssen die Arbeiter infolge der Preissteigerung vieler Waren und eventuell auch der öffentlichen Abgaben mehr und rascher arbeiten, falls sie sich mit dem gleichen Nominallohn, der schon vorher meist auf der Höhe des Existenzminimums stand, nicht mehr erhalten können. Diese Tatsache kann dann mit einer Qualitätsverminderung des Produkts und einer Schrumpfung des Absatzes verbunden sein, einer Rückwirkung, die auch den Produzenten selbst benachteiligen wird. In den Fällen, in denen es den Produzenten unmöglich ist, die Preise zu erhöhen, wird die Zurückhaltung der Löhne noch viel ausgesprochenener sein: „...chiude quanto può gli occhi alle fatture degli operai, purchè campino anch'essi“².

Von einer Abwertung sehr stark betroffen wird der Bauer und mit ihm der Grundbesitzer sein, denn die Bauern verkaufen ihre Produkte zunächst zu den gewohnten Preisen, sie verstehen es nicht so gut wie die Händler, ihren Profit zu berechnen: „... non sanno distinguere così al sottile il loro conto come i mercanti...“³. Statt ihre Preise in Gold und Silber in Rechnung zu stellen, operieren sie weiterhin mit der abgewerteten Rechnungseinheit. So ruft eine Abwertung bei den inländischen Produkten, vor allem bei jenen, die der Ernährung dienen, „nelle spese minute“⁴, meist keine sofortige Reaktion der Preise hervor. Allerdings ist es auch bei diesen Produkten nicht ausgeschlossen, dass ihre Preise im Gefolge einer Abwertung rascher steigen: „... è possibile che il mercato delle cose minute si accomodi sempre all'accrescimento delle monete, sicchè al crescer queste di valore cresca eziandio il prezzo di quelle“⁵. Für das Getreide allerdings wird eine auf die Abwertung rasch folgende Preissteigerung immer eintreten, denn der Markt, auf dem es gehandelt wird, ist international. Die Getreideimporte werden teurer, der Getreideexport wird lohnender. Der Inlandpreis für Getreide steigt so weit, dass der Produzent aus der Abwertung keinen Verlust erleidet.

¹ Ibid., pag. 179.

² Ibid., pag. 180.

³ Ibid., pag. 181 et s.

⁴ Ibid., pag. 141.

⁵ Breve trattato, pag. 326.

Aber nicht alle Bauern sind ausschliesslich Getreideproduzenten, eine Grosszahl ist sogar gezwungen, es selbst zu kaufen, und für diese gilt, dass sie an ihren anderen, im Preise noch nicht gestiegenen Produkten, weniger verdienen, sich dafür aber schon zu erhöhten Preisen eindecken müssen: „guadagna meno e spende più“¹. Es sind somit die Lohnbezüger, die Bauern, die Gläubiger und die Rentner, auf die Dauer auch der Staatsschatz selbst, die die Nachteile einer Abwertung zu tragen haben. Und an verschiedensten Beispielen versucht Montanari nachzuweisen, wie die häufigen und rigorosen Abwertungen für die Wirtschaft mit schädlichen Auswirkungen verbunden sein werden, wie eine Lähmung des Wirtschaftslebens, Abnahme der Produktion und des Wohlstandes eintritt, ein Nachteil für alle Einzelnen, aber auch für den Staat selbst. Eine Genesung wird, falls sie nicht geradezu unmöglich ist, nur mit schweren Opfern erreichbar sein.

Mit aller Entschiedenheit weist Montanari auf Grund dieser Ausführungen die staatliche Autorität in ihre Schranken. Für einen geordneten Geldumlauf ist es in erster Linie eine Notwendigkeit, dass sich der Staat nicht mit Mitteln, die die gesamte Volkswirtschaft beeinträchtigen, bereichern soll. Im Gegenteil soll die Ehre, die ihm durch die Übertragung des Münzregals zuteil wird, bezahlt werden: „La verità si è, che il batter moneta è la più bella e la più nobile prerogativa del principato... onde quelli che ne godono il privilegio non devono defraudar se stessi di questa gloria... non bisogna pensar di godere di una sì bella marca d'onore senza pagarla, e molto meno si dee credere di poterne cavar profitto...“².

¹ Della moneta, pag. 183.

² Ibid., pag. 269 et s.

Dritter Teil

Dogmenhistorische Einreihung

Sechstes Kapitel

Montanaris Standort in der Dogmengeschichte

Wenn wir in einem letzten Teil versuchen, den Standort Montanaris in der Dogmengeschichte festzustellen, so soll dies nur mit der Hervorhebung der Hauptlinien und in grossen Zügen geschehen. Die Einordnung erhebt somit keinen Anspruch auf Vollständigkeit; nicht jeder graduelle Unterschied gegenüber Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern soll hier festgehalten werden. Vielmehr kommt es uns auf die Fixierung der grundlegenden Übereinstimmungen und der prinzipiellen Abweichungen und Abgrenzungen an. Hauptzweck der Arbeit war ja der, Montanaris positive Leistungen hervorzuheben. Jetzt soll nur noch die geistige Verwandtschaft und Divergenz unseres Autors mit wenigen Worten angedeutet werden.

1. Montanaris Stellung gegenüber seinen Vorgängern und gegenüber dem Merkantilismus

Dass der Wert der Güter mit dem Bedürfnis der Menschen, mit dem Nutzen, den die Güter bei der Bedürfnisbefriedigung stiften, einen Zusammenhang haben muss, ist eine Erkenntnis, die schon den Schriftstellern des Altertums bekannt war. Auch die Objektivisten jeglicher Prägung kennen den Gebrauchswert als eine, allerdings nur nebensächliche Seite des Wertproblems. Für die Klassiker zum Beispiel erklärte sich der Gebrauchswert

aus dem Nutzen, der Tauschwert der beliebig vermehrbaren Güter dagegen aus den Produktionskosten. Die Leistung der subjektivistischen Theorie war somit nicht die, die andeutungsweise gebrauchte und einer blossen Anmerkung gleichkommende These vom Gebrauchswert aufgestellt, sondern aus diesem einen Prinzip des subjektiven Gebrauchswertes eine konsequente und alle Güter umfassende Theorie des Wertes und des Preises gewonnen zu haben.

Diese Feststellungen sollen uns in erster Linie zur dogmengeschichtlichen Einreihung der ökonomischen Schriftsteller dienen. Während die objektivistischen Schriftsteller überhaupt keine Wertlehre kennen, sondern nur eine sich auf objektivistische Überlegungen stützende Preislehre, folgten die Vorläufer der subjektivistischen Theorie jenen Erklärungsprinzipien, die in der Folge in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch die neubritisch-österreichische Schule zu voller wissenschaftlicher Geltung gelangten. Den Kreis dieser Vorläufer der modernen subjektivistischen Theorie müssen wir in einem engeren Sinn erfassen. Aus ihrer Mitte sind alle jene vielen Autoren auszuschliessen, denen der Gebrauchswert, wenn nicht unbekannt, so doch nicht einheitliches Fundament eines umfassenden Oberbaues war. Nicht der zufällige, gelegentliche und für sich allein dastehende subjektivistische Gedanke macht einen Schriftsteller schon zum eigentlichen Subjektivisten, sondern erst die entschiedene und gründliche Einordnung der Probleme unter das Prinzip des subjektiven Wertes. Dieses Problem des Gebrauchswertes war seit dem Altertum und bis zu Montanari nie in eingehender wissenschaftlich-theoretischer Analyse untersucht worden. Einerseits verhinderten philosophische, religiöse, ethische Gesichtspunkte bis zum Beginn der Neuzeit eine wissenschaftliche Bearbeitung der Wertfrage; so war es in der Regel die abstrakte, generelle Nützlichkeit, die mit dem Gebrauchswert identifiziert wurde. Andererseits fehlte bei Aristoteles und jenen Scholastikern, die einer wissenschaftlichen Analyse schon näher kamen, die bedeutungsvolle Auswertung der gewonnenen Grundgedanken. Ihre Äusserungen zum Wertproblem sind nur aphoristische Bemerkungen, einzelne, zusammenhangslose Sätze, kein geschlossenes und abgerundetes Ganzes. Selbst bei Davanzati,

bei dem die Wertidee schon langsam zu klareren Formulierungen gelangte, war der gefundene Ausdruck stellenweise noch vage, das Ganze noch unbestimmt und mehr intuitiv erfasst, als tatsächlich theoretisch dargelegt und demonstriert¹.

Montanari hat das vorhandene Material gründlich studiert und aus den Lehren seiner Vergangenheit das Geeignetste und Wertvollste herausgeholt, zusammengefasst und zugleich mit neuen Gesichtspunkten umgeben. Die wichtigsten Autoren, auf die er sich in der Wert- und Preislehre stützen konnte, waren Aristoteles, seine mittelalterlichen Interpretatoren und Davanzati. Aufbauend auf den wertvollen Ausführungen, die schon jener antike Schriftsteller und die mittelalterlichen Theologen zum Bedürfnisproblem gemacht hatten, schuf Montanari eine eigene, originelle Theorie der „indigenza“. Was bei Davanzati noch undeutlich herauszulesen war, nämlich die völlige Abwendung von irgendeiner moralphilosophischen Betrachtungsweise, finden wir bei ihm klar ausgeführt. Ohne Vorurteil trat er an die Probleme heran, grenzte nur da und insoweit ab, als es nach den Prinzipien des menschlichen Handelns logisch möglich war. Seine Ausführungen über die Bedürfnisse sind erste, deutliche und klare Hinweise auf diese zentrale Frage der nationalökonomischen Theorie. Sie erscheinen bei ihm als Grundstein auf dem Weg der Analyse des wirtschaftlichen Handelns. Die Hervorhebung des Bedürfnisses als Prinzips des menschlichen Handelns, die Darstellung der Unmöglichkeit einer mehr als nur formalen Erfassung und Abgrenzung der Bedürfnisse, die Betonung ihrer doppelt subjektiven Bedingtheit und Ordnung, die Charakterisierung der individuellen Bedürfnisordnung und die Andeutung der sozialen Einflüsse auf das individuelle Bedürfnisstreben, dies alles sind Marksteine auf dem Wege der beginnenden modernen Wertlehre. Die aus dem naturwissenschaftlichen Denken in die Welt des Sozialen übertragene Betrachtungsweise, die ihn die Dinge in realistischer Analyse so sehen liess, wie sie tatsächlich sind, die ihm das Werkzeug gab, den Erscheinungen mit genauen und präzisen Beobachtungen auf den

¹ Vide Arias, *Les précurseurs de l'économie monétaire en Italie*, *Revue d'économie politique*, 1922, pag. 742: „Chez Davanzati, à vrai dire, ces vérités sont plutôt comprises par l'intuition que démontrées“.

Grund zu gehen und allgemeine Schlüsse und Folgerungen aus wissenschaftlichen Prämissen abzuleiten, haben Montanari erlaubt, zum erstenmal in der ökonomischen Theorie eine konsequente und geschlossene Darstellung des Nutzenprinzips zu geben. Dieses Prinzip hat bei ihm eine umfassende Geltung für jegliche Wertschätzung; alle Güter unterliegen den gleichen Bedingungen der Wertbildung. So kommen denn bei Montanari die fruchtbaren Leistungen der Antike sowohl wie auch des Mittelalters gleichsam wie in einem Brennpunkt zusammen, und von seiner Lehre nimmt die moderne subjektivistische Theorie ihren eigentlichen Beginn.

Von einer wissenschaftlichen Preislehre waren vor Montanari nur Spuren vorhanden. Bei den Schriftstellern vor Bodin und Davanzati stand wie in der Wertlehre die metaökonomische Anschauung im Vordergrund. „Die volkswirtschaftliche Erforschung des Preises beginnt . . . erst da, wo man die Preise nicht ändern, sondern verstehen wollte und alle Preisformationen als Objekte der Untersuchung, nicht betreffs ihrer Rechtmässigkeit, sondern ihrer Entstehung ansah“¹. Erst das 17. Jahrhundert legte die Grundlagen der beiden Preistheorien, die in der Folge im 18. Jahrhundert sich nebeneinander behaupteten, bis mit dem Triumph der klassischen Schule die subjektivistische Theorie vorübergehend nicht mehr zur wissenschaftlichen Diskussion gestellt wurde. Die objektivistische Richtung führte von Petty, Locke und Cantillon zu den Klassikern, während die subjektivistische über Montanari, Galiani und Graslin ihren vorläufigen Kulminationspunkt bei Condillac fand. Auch die objektivistische Richtung war nunmehr nicht mehr von einer moralphilosophischen Haltung getragen. Die Erklärungsversuche Pettys, Lockes und Cantillons gehen vom Sein und nicht mehr vom Seinsollen aus, wie es beim „justum pretium“ der mittelalterlichen Theologen und beim „comune pretium“ der Laien noch der Fall gewesen war. Im Naturphilosophen Locke begegnen wir dem ersten Arbeitswerttheoretiker, während Petty die Grundlagen der Produktionskostentheorie legte, die dann bei Cantillon zu einer ersten konsequenten Anwendung ge-

¹ Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises, pag. 40.

langte; für ihn wurden die im Produkt enthaltenen Mengen an Arbeit und Grund und Boden für den Wert des Gutes bestimmend.

Bei Davanzati finden wir zum erstenmal rein wissenschaftliche preistheoretische Gedanken der subjektivistischen Richtung. Während aber die Hinweise Davanzatis noch undeutlich und grob sind, finden wir bei Montanari Andeutungen vor, die zeigen, wie sich über den Weg des individuellen Gleichgewichts die subjektiven Wertempfindungen zu quantitativen Gegenüberstellungen von Gütern objektivieren. Von einer eigentlichen Preistheorie sind freilich auch diese Hinweise Montanaris noch um ein gutes Stück entfernt. Ebenso wertvoll wie seine preisgenetischen Gedanken sind seine Ausführungen zum Problem der tatsächlichen Preisschwankungen seiner Epoche. Weitgehend konnte er sich in der Darlegung dieses Phänomens auf die „Response“ Bodins und auf die „Lezione“ Davanzatis stützen. Während noch Malestroit und Scaruffi nur die Wirkung einer Geldverschlechterung auf die Preise anerkennen wollten, deuteten Bodin und Davanzati an, dass die Edelmetallproduktion auf die Preise von primärer Bedeutung war. Ihren Spuren folgend gelangte Montanari zur klaren Erfassung des Prozesses der Preisänderungen, zur Erklärung des Wie der im Gefolge der Edelmetallinflation auftauchenden Preisbewegungen, indem er die Edelmetalle den subjektivistischen Prinzipien unterordnete und zugleich mit der Idee des Konkurrenzpreises verband. Der Konkurrenzpreis erscheint bei Montanari zum erstenmal als zentraler Regulator nicht nur eines nationalen, sondern auch eines internationalen Gleichgewichtes, und zwar mit einer Deutlichkeit und Schärfe, wie sie erst bei Ricardo wieder erreicht werden sollten. Seine Theorie des internationalen Preisausgleichs und die Darstellung der Fluktuationen und Prozesse bis zur Herstellung des Gleichgewichtszustandes sind ungemein wertvoll in einer Zeit, da dem Geld, das heisst dem Edelmetall, als Nationalreichtum eine übertriebene Bedeutung beigemessen wurde, wo die „*auri sacra fames*“ der Staaten ein unantastbares politisches Dogma war.

Die Stellung Montanaris in der Geldtheorie wollen wir zunächst mit der weiteren Frage der Abgrenzung gegenüber dem Gedankenkreis des Merkantilismus in Zusammenhang bringen.

Dort, wo wir in dogmengeschichtlichen Darstellungen gelegentlich auf die Erwähnung Montanaris stossen, finden wir ihn unter den Merkantilisten eingereiht. Die Zeit, in der Montanari wirkte, und die Titel seiner Schriften erwecken in der Tat einen Anklang an merkantilistisches Gedankengut. Nachdem wir aber seine Ideen deutlicher herausgearbeitet haben, müssen wir seine Stellung in der wirtschaftspolitischen Zeitkonstellation genauer festlegen. Dabei muss vor allem der Versuch zum vorneherein abgelehnt werden, Montanari in das System einer Schule einordnen zu wollen, zumal da das, was wir unter Merkantilismus verstehen, gar nicht die einheitliche wissenschaftliche Lehrmeinung eines bestimmten Kreises von Schriftstellern war, sondern ein mehr oder weniger komplexes und buntes Konglomerat politischer Maximen und wirtschaftspolitischer Forderungen einzelner Schriftsteller. Demgegenüber erscheint Montanari vor allem auf Grund seiner wissenschaftlichen Methode als ein origineller Denker, dem es darum zu tun war, wissenschaftliche Urteile, Regeln allgemeiner Geltung abzuleiten. Erst in zweiter Linie war er Wirtschaftspolitiker, obwohl die ungesunden Zustände des Geldwesens den äusseren Anstoss zu seinen Schriften gegeben hatten. Damit unterscheidet sich Montanari in doppelter Hinsicht vom eigentlichen Sinngehalt des Merkantilismus: erstens sind seine Ausführungen nicht von einem weltanschaulichen Vorurteil diktiert, das in der Akzentuierung der Staatsallmacht gipfelt, zweitens sind alle seine wirtschaftspolitischen Werturteile nicht bloss Wünsche und unbegründete Ansichten, sondern auf Grund wissenschaftlicher Prämissen logisch gefolgerte Schlüsse. Die Erhaltung der politischen Macht des Staates nach aussen und nach innen ist zwar für Montanari eine nicht angezweifelte Tatsache. Er prüft bei allen wirtschaftspolitischen Massnahmen, die er fordert, die Förderung, die sowohl das Staatswesen wie auch die Gesamtheit der Glieder durch sie erfahren würde. Obwohl er inmitten eines Zeitgeistes schrieb, aus dem noch kaum die Konturen eines Zweifels an der Staatsallmacht zu erkennen waren, stimmte er nicht in den Chor jener Merkantilisten ein, die kritiklos das Postulat der Suprematie des absoluten Staates ins Zentrum ihrer politischen Studien stellten. Zwar formuliert er den letzten Zweck seines ökonomischen Schaffens

nicht deutlich und ausdrücklich genug. Die unzweideutige Hervorhebung des hedonistischen Prinzips und der Anliegen des Einzelnen beweisen jedoch deutlich genug, dass ihm die Wohlfahrt des Individuums und aller Einzelnen und nicht die Macht des Staates als Endziel vor Augen stand. Nach dem merkantilistischen Sinngehalt geht aber die Macht des Staates allen anderen Zielen voraus. Eine starke und prosperierende Volkswirtschaft soll nur zur Begünstigung politischer Ziele gefördert werden. Sie ist nicht Selbstzweck. Der Staat rechnet wie der Private. Er will aus der Wirtschaft einen positiven Gewinn herauspressen. Er ist antiindividualistisch. Nicht auf das Wohl der Einzelnen kommt es ihm an, sondern auf das Staatswohl. „Nicht Reichtum des Individuums ist oberster Zweck des Merkantilismus. Überhaupt nicht Reichtum. Auch nicht Reichtum des Staates. Reichtum ist ihm nur untergeordneter Zweck, Mittel zum obersten Zweck, Mittel zur Machtentfaltung“¹.

Der Merkantilismus ist des weiteren antiliberal. Wir wollen Montanari nicht als liberalen Politiker hinstellen, um ihn vom merkantilistischen Ideengut zu trennen. Für uns genügt es, dass er die Probleme immer unter der Prämisse der völligen Freiheit betrachtet. Die Freiheit als methodologisches Hilfsmittel ist für ihn immer das Hilfswerkzeug der wissenschaftlichen Erkenntnis. Auf dem Weg über diese Prämisse gelangt er auch zu seinen theoretischen Resultaten, die er in der Folge sogar am tatsächlichen Ablauf des Geschehens verifiziert sehen will. Dort, wo er dem Staat eine wirtschaftspolitische Aufgabe zuweist, ist sie tatsächlich eine Forderung aus der Wirtschaft und für die Wirtschaft. Sie hat ihren Grund nie in der Politik und soll auch nie nur das politische Endziel fördern.

Weil in Montanaris Werk die politische Zielsetzung fehlt, fällt bei ihm auch das sekundäre, von jenem ersten Zweck abgeleitete Zwischenziel, die Forderung nach einer aktiven Handelsbilanz, weg. Er bedauert zwar den Rückgang des oberitalienischen Handwerks, denn es war neben dem Handel ein Hauptfaktor der früheren Prosperität Italiens. Er kommt aber nie auf den Gedanken,

¹ Saitzew, Der Merkantilismus, in: Festgabe für Fritz Mangold, Basel 1941, pag. 240.

rigorose Schutzmassnahmen des Staates zu dessen Erhaltung und Förderung zu propagieren, Einfuhrverbote oder protektionistische Abgaben für den Import industrieller Erzeugnisse zu verlangen. Der Staat hat durch die Führung einer gesunden Währungs- und Finanzpolitik die Grundlagen für den Bestand des Handwerks, des Handels, der gesamten Volkswirtschaft überhaupt zu schaffen. Er bekämpft den Fiskalismus, der hemmend, störend und lähmend in das Wirtschaftsleben eingreift.

Das Geld und die Probleme der Geldordnung stehen zwar bei Montanari wie bei den meisten ökonomischen Schriftstellern seiner Epoche im Vordergrund des Interesses. An die Idee jedoch, die den Merkantilisten von Adam Smith unterschoben wurde, dass sie Geld und Gold mit Reichtum verwechselt hätten, findet sich bei Montanari nicht der geringste Anklang. Dieser primitive Chrysohedonismus, den Smith zur Klassifikation des Merkantilismus hervorheben wollte, ist allerdings für die Einreihung der Merkantilisten gar nicht typisch und daher von der modernen Lehre als Kriterium aufgegeben worden¹. Charakteristisch für die merkantilistischen Schriftsteller ist aber zweifellos die überragende und überspitzte Bedeutung, die sie der Rolle des Geldes im Wirtschaftsleben einräumten. Für Montanari konnte das Geld höchstens Symbol des Reichtums, Mittel zu seinem Umsatz sein. Aus dieser Auffassung heraus ist die Entstehung seiner Quantitätstheorie zu erklären. Es fehlt bei ihm die Hervorhebung einer produktionfördernden und wohlstandvermehrenden Wirkung des Geldes, wie sie zum Beispiel später von Law am deutlichsten zum Ausdruck gebracht wurde. Für Montanari ist weder ein grösserer noch ein rascherer und intensiverer Umlauf des Geldes Ursache einer Wohlstandvermehrung. Der Geldumlauf und die Verteilung des umlaufenden Geldes sind im Gegenteil eine Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse. Nach seiner Auffassung erhält das Geld seine Bedeutung lediglich durch die Erfüllung seiner ökonomischen und juristischen Funktionen und nicht durch die Auslösung monetärer Konjunkturen.

Damit, dass Montanari sich dem Geldproblem von der Seite des Theoretikers zuwendet und nicht aus einer praktisch-politischen Ein-

¹ Vide Saitzew, l. c., pag. 237.

stellung heraus, erhebt er sich über seine merkantilistischen Vorgänger und Zeitgenossen. In der Theorie geht er über seine Vorgänger um ein ordentliches Stück hinaus, indem er die nur in ihren Konturen vorhandenen Grundgedanken über den Wert des Geldes und der Edelmetalle einer klaren, sowohl die ökonomischen als auch die juristischen Gesichtspunkte einbeziehenden Geldauffassung einordnet. Die wertvolle Vorarbeit, die vor allem Bodin und Davanzati in der Geldlehre geleistet hatten, wurde von ihm übernommen und dem festen Gebäude einer ausgedehnten Wert- und Geldlehre eingebaut. Durch die Klarheit, mit der Montanari die verschiedenen Probleme der Geldtheorie zu erfassen wusste, und die Originalität, die ihn auf weiten Strecken Neuland betreten liess, hat er eine Geldtheorie geschaffen, wie sie von keinem anderen Autor des 17. Jahrhunderts auch nur annähernd erreicht wurde.

2. Montanari als Vorläufer der italienisch-französischen Subjektivisten des 18. Jahrhunderts und der Grenznutzentheorie

Bei Montanari ist der Grundstock der Lehren, die wir ein Menschenalter später bei Galiani wiederfinden, schon vorhanden. In den Hauptpunkten der Wertlehre hat Galiani in seinem Erstlingswerk über das Geld wenig Neues über Montanari hinaus vortragen. Obwohl er ihn nirgends zitiert, muss man annehmen, dass Galiani Montanari gekannt hat. Montanaris erste Schrift, der „Breve trattato“, wurde allerdings erst im Jahre 1750, also nur kurze Zeit vor dem Erscheinen der Arbeit Galianis, in der Sammlung Argelati, einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Der Ruf Montanaris, der zu seinen Lebzeiten und auch nachher durch das Wirken seiner Schüler eine weite Verbreitung und ein starkes Echo gefunden hatte, musste ihn aber auch als ökonomischen Schriftsteller in den Diensten der Republik Venedig bekannt gemacht haben. Einem nach dem wissenschaftlichen Quellenmaterial so eifrig bemühten Forscher, wie es Galiani gewesen ist, konnten also der Name und die Werke Montanaris nicht verborgen geblieben sein. Da er seinen Vorläufer aber nie zitiert und sich in seinen eigenen Ausführungen nie eine direkte Übernahme eines Gedankens von seinen Vorgängern nachweisen lässt, fällt es schwer, das Urteil über die Einwirkung Montanaris auf den Galiani

des „Della moneta“ eindeutig zu fällen¹. Will man sich in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, so wird man sich auf die für die dogmengeschichtliche Einreihung genügende Feststellung beschränken, dass der Grundgehalt der Wert- und Geldlehre bei beiden Autoren von weitgehender Übereinstimmung und Gleichheit ist. Bei beiden rückt das Bedürfnis als Prinzip des menschlichen Handelns und als Regulator des Wirtschaftslebens in eine zentrale Stellung. Das Bedürfnis wird bei ihnen zum Bestimmungsgrund der Wertschätzung der Güter. Unter den Bedürfnisbegriff subsumieren sie beide alle menschlichen Bedürfnisse ohne prinzipielle Scheidung. Eine eindeutige Definition des Luxus zu geben, ist für beide ein Ding der Unmöglichkeit. Der Mensch ist in seiner Wertschätzung für beide eine total subjektiv gegebene Grösse und Masseneinheit: was dem einen überflüssig erscheint, kann dem anderen schon notwendig sein. Die verschiedenen Nutzengrade eines bestimmten Gutes je nach der vorhandenen Menge, die durch den Nachahmungs- und den Geltungstrieb in der Bedürfnisrichtung wirksamen

¹ Galiani äussert sich selbst zu seiner nicht gerade den Regeln der Ehrlichkeit entsprechenden Methode des wissenschaftlichen Zitierens folgendermassen: „Che se nell'opera non mi trattengo a citare alcuno, egli è perchè le cose, che tratto, voglio che abbiano il loro vigore dalla ragione, non dall'autorità“ (Della moneta, Napoli 1750, proemio). Ganzoni charakterisiert Galianis „Della moneta“ richtig, wenn er ausführt: „Nichts von all den Kenntnissen, die er sich durch das Studium der Literatur erworben hatte, kommt in seinem Buch tale quale und kritiklos wieder vor. Galianis Geist ist viel zu rege und seine kritische Einstellung viel zu scharf, als dass er auf das Abschreiben oder Wiederholen bekannter Lehren angewiesen wäre. Was er auch von anderen übernimmt, alles durchdenkt er nochmals, betrachtet es von neuen Standpunkten aus und selten ohne neue interessante Erkenntnisse zu fördern“ (Ganzoni, Ferdinando Galiani, Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen, herausgegeben von Saitzew, Bd. 28, Zürich 1938, pag. 25). Zweifellos hat aber Galiani verstanden, „aus der Arbeit anderer Kapital zu schlagen und dabei ihre Namen konsequent und bewusst zu verschweigen“ (Ganzoni, pag. 29). Trotz dieser schwerwiegenden Unterlassungssünde wollen wir Galianis Arbeit nicht als Plagiat bezeichnen, denn sie ist als Ganzes eine originelle Leistung. Morand kommt nach einer Darlegung der Autoren, denen Galiani die Grundgedanken seines Werkes entnommen hat, in bezug auf die Nichterwähnung Montanaris zu folgendem Schluss: „Pourquoi donc ne le cite-t-il pas? Peut-être précisément parce qu'il lui doit trop“ (Morand, l. c., pag. 151). Trotz ihrem hypothetischen Charakter wird diese These eine gute Dosis Wahrheit enthalten.

psychologischen Faktoren, alle diese Punkte, auf die Galiani grosses Gewicht legt, sind schon bei Montanari in den Grundzügen behandelt. So liegt denn Galianis Verdienst weniger darin, prinzipiell Neues über Montanari hinaus geschaffen zu haben, als vielmehr darin, das einmal, aber noch unklar, oft verborgen und verdeckt Ausgesprochene zusammengefasst und systematisiert zu haben. Bei Montanari erscheinen gewisse Gedanken noch zusammengefügt und miteinander verbunden, andere wieder sind an verschiedenen Stellen verstreut ausgeführt. Es besteht bei ihm noch keine einheitliche Zusammenfassung und keine äussere Geschlossenheit in der Wertlehre. Galiani hat den Schritt der Systematisierung zum erstenmal vollzogen, und indem er zugleich die grundlegenden Gedanken deutlicher formuliert, vertieft und nach neuen Seiten hin weiter entwickelt, erhebt er sich auch über seinen Vorgänger. Vor allem hat er in der Wertlehre mit den geldtheoretischen Gedanken aufgeräumt, die bei Montanari noch störend und der Wertlehre eigentlich fremd im gleichen Atemzug wie die werttheoretischen Ausführungen zu finden waren¹. Galiani hat weiter versucht, die objektivistischen Gedankengänge, die er von Petty und Locke übernommen hatte, dem subjektivistischen Prinzip ein- und unterzuordnen. Dieser Versuch ist ihm jedoch nur teilweise, nicht durchgehend gelungen. Die arbeitswerttheoretischen Gedanken sprengen an gewissen Stellen die innere Einheit der subjektivistischen Wertlehre, die sie

¹ Wir stimmen mit Ganzoni überein, wenn er ausführt, dass es Galiani vorbehalten war, „die von Montanari vorbereiteten Teilstücke zusammenzutragen und zu einem fertigen Werk zu montieren“ (l. c., pag. 28). Anderer Auffassung sind wir dagegen dort, wo Ganzoni behauptet, Montanaris Arbeit enthalte „keine organisch aufgebaute Wertlehre“ (l. c., pag. 28). Wenn Montanaris Wertlehre nicht so systematisch ist, so ist sie doch genau so organisch in ihrer Einheit und Geschlossenheit wie diejenige Galianis. Wir können die Meinung Ganzonis auch dort nicht teilen, wo er bei Montanari eine Vermischung der Wertlehre mit quantitätstheoretischen Gedanken sehen will: „In der Erklärung des hohen Preises gehen aber die zwei Autoren auseinander. Während Montanari quantitätstheoretischen Erwägungen folgt und den exorbitanten Preis aus dem Missverhältnis zwischen Lebensmittelmenge und Geldmenge zu erklären sucht, erkennt Galiani den richtigen Grund in der ins unermessliche gestiegenen Wertschätzung des Hungernden“ (l. c., pag. 29). Wir haben im darstellenden Teil deutlich gezeigt, wie Montanari die Geldmenge nur über die Nutzenerwägungen der Tauschpartner auf den Preis wirken lässt.

schon bei Montanari erhalten hatte. So zum Beispiel wenn er die Nahrungskosten der Arbeiter für die beliebig vermehrbaren Güter als Wertbestimmungsgrund betrachtet. Andererseits differenziert er den Preis der Arbeit nach dem verschiedenen Wert der Talente und Fähigkeiten, die den allgemeingültigen Prinzipien der Nützlichkeit und Seltenheit unterstehen, so dass es nicht mehr die Nahrungskosten sind, die den Wert des Produkts bestimmen. Die aufgewendete Arbeit würde nur noch auf die Produktionsmenge einwirken¹.

Galiani greift in seinem „Della moneta“ Davanzati, Locke, Melon und Broggia wegen ihrer falschen Wertlehre an. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass er Davanzati mit seinen verletzenden Angriffen nicht gerecht wird. Der Angelpunkt der Kampfansage Galianis liegt in der irrtümlichen Auffassung, dass vor ihm alle Autoren den Geldwert, das heisst den Wert im Spezialfalle der Edelmetalle, nicht richtig erfasst hätten, weil sie von einer allgemein falschen Wertlehre ausgegangen seien. Ihnen gegenüber glaubt er nachweisen zu müssen, dass die Edelmetalle zum Gelddienst verwendet werden, weil sie einen Wert haben und dass sie nicht einen Wert haben, weil sie Geld sind, „che usansi per moneta, perchè vagliono, e non vagliono, perchè usansi per moneta“². Sein Angriff galt vor allem der aus der Interpretation des Aristoteles entstandenen Konventionstheorie des Geldes. Wir haben diese Theorie bei Davanzati auch tatsächlich in einer bestimmten Form vorgefunden. Davanzati wollte mit dieser Geldauffassung aber nur hervorheben, dass die Menschen dahin übereingekommen sind, das Geld alle anderen Güter repräsentieren zu lassen. Darum hat er auch zum erstenmal die Gegenüberstellung von Geld und allen übrigen Waren gemacht. Doch war es auf keinen Fall seine Absicht, die Auffassung zu vertreten, dass die Edelmetalle erst durch die menschliche Satzung Wert erhalten hätten. Allerdings stand er noch nicht konsequent auf dem Boden der sub-

¹ In diesem Sinne verteidigt auch Ganzoni die Ausführungen Galianis: „Man tut also Galianis Gedankengängen Gewalt an, wenn man seine Arbeitskostenberechnung, die allein die Menge der Güter als seltenheitsbestimmenden Faktor betrifft, auf die Wertbestimmung der Güter anwendet... die Seltenheit ist nur die eine Grösse in der ‚ragion composta‘, aus der sich der Wert ergibt“ (l. c., pag. 38).

² Galiani, *Della moneta*, Napoli 1750, pag. 55.

jektivistischen Wertlehre. Gegen Montanari rennt aber Galiani mit seiner Behauptung offene Türen ein. Montanari hat wohl die Möglichkeit eines stoffwertlosen Geldes deutlich erkannt und damit die Konventionstheorie auf eine andere Ebene gehoben. Für die Edelmetalle aber haben wir eindeutig nachgewiesen, dass er sie den allgemeinen Prinzipien der subjektivistischen Wertlehre unterstellt und auch für ihre monetäre Verwendung auf den natürlichen Stoffwert zurückgreift¹. Montanaris Geldtheorie ist ebenso klar, unzweideutig und konsequent wie die Galianis. Die Bedeutung der Edelmetallnachfrage zu Geldzwecken wird von ihm sogar präziser hervorgehoben als von seinem Nachfolger.

Die Gelddefinition Montanaris, die auf die Funktionen des Geldes abstellt und den Geldstoff nicht miteinbezieht, ist der metallistischen Definition Galianis wie übrigens auch der Davanzatis vorzuziehen. Galiani kam zur folgenden Definition des Geldes: „Moneta sono pezzi di metallo, per autorità pubblica fatto dividere in parti o equali, o proporzionati fra loro, i quali si danno, e si prendono sicuramente da tutti come un pegno, e una sicurezza perpetua di dover avere da altri, quandochè sia, un equivalente a quello che fu dato per aver questi pezzi di metallo“². Darin beschränkt er den Geldbegriff auf das Edelmetallgeld und fordert für dieses zugleich einen ewig gleichbleibenden Wert. Montanari als konsequentem Subjektivist wäre eine derartige Anforderung an das Geld nie in den Sinn gekommen. Er sieht sich ferner nirgends veranlasst, die notwendige Geldmenge zu bestimmen, wie es Galiani tut, weil er die Geldmenge von internationalen Faktoren abhängig sein und sich von selbst auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse über die Volkswirtschaften verteilen lässt. Galianis Vorwürfe seinen Vorgängern gegenüber sind in bezug auf Montanari nicht nur ein Stoss ins Leere; wir dürfen den Spiess geradezu umdrehen und behaupten, dass Mon-

¹ Ganzonis Stellungnahme, die die Angriffe Galianis unterstützt, ist für uns nicht haltbar: „Galiani tadelt mit Recht die Autoren, die vor ihm geschrieben haben und das Geld isoliert betrachteten, ohne es in die unbedingt nötigen Zusammenhänge hineinzustellen, wodurch allein man alle Fragen wird beantworten können“ (l. c., pag. 47). Diese Feststellung trifft selbst nicht auf Davanzati und noch weniger auf Montanari zu.

² Galiani, *Della moneta*, Napoli 1750, pag. 68.

tanari in verschiedenen Punkten eine wertvollere Geldtheorie geschaffen hat als Galiani. Als Ganzes gesehen kann jedenfalls die Abhandlung Montanaris dem späteren Werk Galianis ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Beim französischen Philosophen Condillac¹ erhalten die werttheoretischen Gedanken, die Montanari und Galiani herausgearbeitet haben, eine endgültige innere Geschlossenheit. Was bei Montanari in den Grundzügen über die Bedürfnisse, die Nützlichkeit und die Seltenheit ausgeführt war und bei Galiani in der Folge eine weitere Vertiefung erhielt, wird bei Condillac zu einem nach allen Seiten abgerundeten, einheitlichen und organischen Ganzen, dem nur noch das letzte Glied in der Kette, die Erfassung des Grenznutzengedankens, fehlte. Die konsequente Betonung der Subjektivität und der Relativität aller Wertschätzung, die Unterordnung des gesamten wirtschaftlichen Handelns unter das Bedürfnis als das leitende Prinzip, die Eingliederung der objektivistischen Anschauungen in dieses umfassende System, dies alles ist bei Condillac mit aller Klarheit und Schärfe herausgearbeitet. Das subjektivistische Gedankengebäude, das Condillac aufrichtet, hat allerdings seinen Hauptbezugspunkt in seiner sensualistischen Philosophie. Galianis „Della moneta“ konnte für ihn nur noch eine Anregung sein, ebenso wie die auf der Philosophie Condillacs aufbauende Arbeit Graslins². Montanari hat Condillac wahrscheinlich nur auf dem Umweg über Galiani gekannt. Vor allem dadurch geht Condillac

¹ Condillac, *Le commerce et le gouvernement, considérés relativement l'un à l'autre*, Amsterdam 1776.

² Graslin, *Essai analytique sur la richesse et sur l'impôt*, Londres 1767. Vide dazu Paul Meyer: „Wenn der Philosoph Condillac seinen Einfluss auf Graslin ausgeübt hat, so verdankt andererseits der Sozialökonom Condillac dem königlichen Steuereinzahler von Nantes manche fruchtbare Anregung“ (Paul Meyer, Etienne Bonnot de Condillac, *Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen*, herausgegeben von Saitzew, Bd. 34, Zürich 1944, pag. 48). Die Beeinflussung Graslins in seiner Wertlehre durch Montanari und Galiani wird von Borschberg verneint: „Vorläufig vermisst diese Annahme jede reale Grundlage, und eine andere Möglichkeit bleibt durchaus gleichberechtigt daneben bestehen: dass diese Lehre ungefähr gleichzeitig von mehreren Autoren entwickelt wurde, die ganz unabhängig voneinander arbeiteten“ (Borschberg, Jean-Joseph-Louis Graslin, ein Begründer der Wertlehre, *Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen*, herausgegeben von Saitzew, Bd. 38, Zürich 1946, pag. 44).

weit über seine beiden italienischen und den französischen Vorgänger hinaus, dass er „auf dem Fundament des Subjektivismus ein Gedankengebäude aufbaut, das alle volkswirtschaftlichen Erscheinungen umfasst“¹. Bei Montanari und beim Galiani des „Della moneta“ stehen die Geldtheorie und die Währungspolitik neben der subjektivistischen Wert- und Preislehre im Vordergrund des Interesses. Condillac's „Le commerce et le gouvernement“ ist schon ein weitgehend geschlossenes System des wirtschaftlichen Kreislaufs, eine auch nach den Problemen der Produktion und der Distribution ausgebaute Wirtschaftstheorie. Auf diesem System baut er auch eine unmittelbar aus den theoretischen Konzeptionen abgeleitete wirtschaftspolitische Lehre auf, die sich auf die verschiedensten volkswirtschaftlichen Erscheinungen erstreckt. Wenn Condillac damit einerseits in der Theorie und in der Wirtschaftspolitik weit über seine italienischen Vorgänger hinausgeht, so steht andererseits die Tatsache fest, dass er die geistige Kontinuität, die mit ihnen begonnen hat, wahrt und zu einem vorläufigen Kulminationspunkt und Abschluss führt. Es ist das Schicksal der ökonomischen Theorie gewesen, dass zunächst die klassische und die historische Schule in ihr Oberhand gewinnen mussten. Erst mit dem Aufkommen der Grenznutzentheorie wurde die geistige Verbindung mit der alten, für längere Zeit erstickten subjektivistischen Tradition wieder hergestellt. In der Tatsache, dass Montanari in diese geistige Richtung hineingehört und als deren erster, markanter Vorläufer eingereiht werden kann, liegt seine Bedeutung.

Von der Idee des Grenznutzens ist Montanari noch weit entfernt. Er hat niemals eingesehen, dass mit dieser entscheidenden Entdeckung die subjektivistische Werttheorie ihre eigentliche *raison d'être* erhält. Dass es den älteren subjektivistischen Theoretikern, auch einem Galiani und einem Condillac, nicht gelungen ist, diesen Gedanken auszuwerten, wird mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die im Verhältnis zu ihrer Gegenspielerin noch vage und nicht bis in ihre letzten Konsequenzen durchdachte subjektivistische Wertlehre der objektivistischen den Platz in der Wissenschaft zunächst nicht streitig machen konnte.

¹ Paul Meyer, l. c., pag. 242.

Montanari bemerkt wohl zum Beispiel, dass bei einem starken Rückgang der Geldnachfrage die Edelmetalle anderen Gebrauchszwecken dienstbar gemacht würden, wie es bei den nicht edlen Metallen der Fall ist, und dass damit der Wert des Goldes und des Silbers sinken müsste. Er konstruiert hier einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Graden des Nutzens und dem Wert des betreffenden Gutes, er ist aber noch weit davon entfernt, den tatsächlichen Zusammenhang in voller Klarheit zu erfassen, und ist vor allem vom Grenzgedanken noch weit entfernt. Er führt nicht aus, dass der Grund der Wertverminderung des edlen Metalls in dem geringeren Grad des gestifteten Nutzens zu suchen ist, sondern er sagt nur, dass man den grössten Teil der Edelmetalle statt im Gelddienst für andere, industrielle Gebrauchszwecke verwenden würde. Man sieht sich damit genötigt, Montanari in dem Sinn zu interpretieren, dass es bei ihm nicht der gesunkene Nutzen ist, der dem gesunkenen Wert als Ursache vorausgehen würde, sondern im Gegenteil der geringere Wert, der einen minderwertigeren Nutzen zur Folge hätte¹. Solche Beispiele eines Mangels an Exaktheit, die notwendig gewesen wäre, um zwischen Montanari und der modernen Nutzentheorie direkte Übereinstimmungen nachzuweisen, liessen sich in seinem Werk noch mehrfach finden. Wir müssen daher im Ziehen direkter Verbindungen zurückhaltend sein. Es hiesse aber, das im darstellenden Teil schon Ausgeführte an dieser Stelle unnötigerweise wiederholen, wenn wir hier noch einmal darlegen wollten, inwiefern wir in Montanari einen Vorläufer der Grenznutzentheorie sehen können. Dass wir in ihm einen bedeutenden Vorläufer des modernen Subjektivismus erkennen können und dürfen, glauben wir durch seine positive Leistung eingehend und entschieden nachgewiesen zu haben. In einer Zeit, die für vorurteilsloses, wissenschaftliches Denken noch lange nicht reif war und die eine Wirtschaftswissenschaft überhaupt noch nicht kannte, hat er grundlegende Lehren der Sozialökonomie zusammengefasst, vervollkommenet und durch neue Gesichtspunkte bereichert. Er hat Originelles geschaffen, das noch heute zum Patrimonium der Sozialökonomie gehört.

¹ Vide Morand, l. c., pag. 116.

Curriculum vitae

Ich wurde am 11. November 1922 in Winterthur geboren. Hier absolvierte ich sechs Jahre Primarschule und sechseinhalb Jahre Kantonsschule. Im Herbst 1941 bestand ich die Maturitätsprüfung Typus B. An der Universität Zürich immatrikulierte ich mich nach einem Jahr Militärdienst im Herbst 1942 an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät. Während der Abfassung meiner Dissertation hielt ich mich mehrere Wochen in Italien auf.

Band 12: **Dr. Emil Gsell**, Die Arbeitslosenversicherung in Grossbritannien. XV und 155 Seiten. 1927. Fr. 8.75.

Band 13: **Dr. Walter Gerber**, Die öffentliche Unternehmung in privatrechtlicher Form. XIII und 242 Seiten. 1928. Fr. 13.25.

Band 14: **Dr. Robert Ed. Bühler**, Die Unabhängigkeitsbestrebungen Englands, Frankreichs und Deutschlands in ihrer Baumwollversorgung. XI und 220 Seiten. 1929. Fr. 12.50.

Band 15: **Dr. Hans Theler**, Die Liquidation des Kriegsdefizites der Schweizerischen Bundesbahnen, verglichen mit der Regelung in England, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Holland, Italien und Deutschland. XII und 212 Seiten. 1929. Fr. 11.25.

Band 16: **Dr. Camillo J. Asriel**, Das R. W. E., Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk A.-G., Essen a. d. Ruhr. XVI und 247 Seiten. 1930. Fr. 16.—.

Band 17: **Dr. Rudolf Gater**, Die Konjunkturprognose des Harvard-Institutes. XI und 162 Seiten. 1931. Fr. 11.25.

Band 18: **Dr. J. Paul Wirz**, Der revolutionäre Syndikalismus in Frankreich. XI und 214 Seiten. 1931. Fr. 13.75.

Band 19: **Dr. Edmund Richner**, Le Mercier de La Rivière, ein Führer der physiokratischen Bewegung in Frankreich. XX und 288 Seiten. 1931. Fr. 18.—.

Privatdozent Dr. Louise Sommer in der Revue d'Histoire Economique et Sociale, XXe année, 1932, Numéro 3-4:

„Dans son étude très fouillée, M. Richner a réussi à placer Le Mercier de La Rivière dans le cadre des sciences morales dans l'acceptation la plus étendue du terme. Cette contribution à l'histoire des sciences morales fait honneur à son inspirateur M. Saitzew. Tout comme dans les autres œuvres publiées de la collection Saitzew, là aussi des voies nouvelles ont été ouvertes à l'histoire des doctrines de l'économie politique. L'œuvre de M. Richner est une contribution précieuse à la synthèse de l'histoire économique.“

Band 20: **Dr. C. Rud. Bruppacher**, Investment Trusts. XIV und 328 Seiten. 1933. Fr. 18.—.

Band 21: **Dr. Robert Metzger**, Die Differentialpreise im Verkehr. XXIV und 425 Seiten. 1933. Fr. 25.—.

Band 22: **Dr. Gustav F. Hiltbold**, Erzeugung und Verwendung motorischer Kraft. Mit einem Geleitwort des Herausgebers. XV und 261 Seiten. 1934. Fr. 15.—.

Band 23: **Dr. Rolf Bühler**, Die Roheisenkartelle in Frankreich, ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung von 1876 bis 1934. XIV und 380 Seiten. 1934. Fr. 22.50, geb. Fr. 25.—.

Band 24: **Dr. Mario Gridazzi**, Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz bis zum Ausbruch des Weltkrieges. XVIII und 336 Seiten. 1935. Fr. 16.—, geb. Fr. 18.50.

National-Zeitung (Basel), Nr. 226 vom 19. Mai 1935:

„Gridazzis Darstellung der sozialistischen Ideen in der Schweiz und ihrer wirklich oder vermeintlich originellen Verkünder zeichnet sich durch ungemein gewissenhafte Vertiefung in den Stoff und vorbildlich klaren Ausdruck aus. Das Werk wird dank diesen Vorzügen über die Fachwelt hinaus alle interessieren, die in der Frage des einheimischen ‚Marxismus‘ zuverlässige Auskunft suchen.“

Band 25: **Dr. Erika Rikli**, Der Revisionismus, ein Revisionsversuch der deutschen marxistischen Theorie (1890–1914). XVI und 128 Seiten. 1936. Fr. 8.—.

Band 26: **Dr. Rudolf Frey**, Die Stromtarife der schweizerischen Elektrizitätswerke. XII und 274 Seiten. 1936. Vergriffen.

Band 27: **Dr. Paul Zondler**, Die Preisbindung der zweiten Hand. XII und 109 Seiten. 1938. Fr. 6.80.

Band 28: **Dr. Eduard Ganzoni**, Ferdinando Galiani, ein verkannter Nationalökonom des 18. Jahrhunderts. XII und 149 Seiten. 1938. Fr. 8.50.

Prof. Karl Diehl im Weltwirtschaftlichen Archiv, 50. Band, 1939, 3. Heft:

„In der dogmenhistorischen Literatur fehlte bisher eine zusammenfassende Darstellung des Lebens und der Werke von Galiani. Es ist daher mit grosser Freude zu begrüßen, dass Ganzoni diese Lücke jetzt ausgefüllt hat und uns ein ebenso gründliches wie scharfsinniges Buch über das gesamte Werk des Nationalökonomen Galiani geliefert hat.“

Band 29: **Dr. Hans Staffelbach**, Normalgütertarif und Kostenstruktur der Schweizerischen Bundesbahnen 1904–1920–1937. XXII und 331 Seiten. 1939. Fr. 22.50.

Band 30: **Dr. Hans Weber**, Richard Jones, ein früher englischer Abtrünniger der klassischen Schule der Nationalökonomie. X und 116 Seiten. 1939. Fr. 7.50.

Band 31: **Dr. Hubert Gölden**, Strukturwandlungen des schweizerischen Fremdenverkehrs 1890–1935. XIX und 381 Seiten. 1939. Fr. 24.50, geb. Fr. 27.—.

Band 32: **Dr. Stephen Zuellig**, Die Seefrachten 1920–1938. XIX und 204 Seiten. 1942. Fr. 15.—.

Band 33: **Dr. Max Rüegg**, Die Erzeugung und Verwendung elektrischer Energie. XV und 268 Seiten. 1944. Fr. 18.—.

Band 34: **Dr. Paul Meyer**, Etienne Bonnot de Condillac, ein Wegbereiter der ökonomischen Theorie und des liberalen Gedankens. XXIII und 252 Seiten. 1944. Fr. 15.—.

Band 35: **Dr. Emil Eggmann**, Der Staat und die Kartelle, eine international vergleichende Untersuchung. XII und 224 Seiten. 1945. Fr. 15.—.

Band 36: **Dr. Georges Mehrlin**, Der Suezkanal als Konjunkturanzeiger der Weltwirtschaft. XXII und 221 Seiten. 1945. Fr. 17.50.

Band 37: **Dr. Jürg Niehans**, Der Gedanke der Autarkie im Merkantilismus von einst und im Neomerkantilismus von gestern. XX und 248 Seiten. 1945. Fr. 16.—.

Neue Zürcher Zeitung vom 6. August 1946:

„Legt der Verfasser in seiner Arbeit ein untrügliches Zeugnis für sein imponierendes dogmenhistorisches Wissen ab und ist seine überaus klare Grenzziehung zwischen Wahrheit und Ideologie in der Autarkiediskussion als eine Ehrenrettung der Nationalökonomie zu werten, so zeigt er schliesslich auch überzeugend die Gründe dafür auf, weshalb noch nach dem Kriegsende da und dort Argumente immer wieder aufflackern, die man vernünftigerweise als durch die Wucht der Tatsachen endgültig widerlegt und verabschiedet glaubte.“

Band 38: **Dr. Edwin Borschberg**, Jean-Joseph-Louis Graslin, ein Begründer der Wertlehre. X und 193 Seiten. 1946. Fr. 13.50.

Band 39: **Dr. Edwin Jäger**, Der Personennahverkehr der Stadt Zürich, eine Untersuchung über die Probleme des Vorortverkehrs. XX und 375 Seiten. 1946. Fr. 27.50.

Band 40: **Dr. Fritz Ehrsam**, Die Saisonschwankungen in der schweizerischen Volkswirtschaft. XVI und 252 Seiten. 1948. Fr. 22.50.

Band 41: **Dr. Emil Straub**, Die schweizerische Personendampfschiffahrt 1870–1938. XVI und 336 Seiten. 1948. Fr. 28.50.

Band 42: **Dr. Herbert Raff**, Constantin Pecqueur, ein religiöser Sozialtheoretiker an der Schwelle des modernen Maschinenzeitalters. XIV und 198 Seiten. 1949. Fr. 17.—.